Josephine

oder

eine gefährliche Liebe.

Roman

von

August Schrader.

1. Theil.

Leipzig, 1864.

C. Schumann's-Antiquarium.
(C. F. Kahnt.)



Josephine

oder

eine gefährliche Liebe.





I.

Um die Mitte des Juli im Jahre 18 . . schritt ein junger Mann rüstig durch die Thalschluchten, die einen besondern Reiz des T . . . waldes bilden. Es war gegen Abend, als der Reisende, der einen eleganten Sommeranzug und einen leichten Tornister trug, auf eine frischgrüne, rings von hohen Bergen eingeschlossene Wiese trat. Ein Bach wand sich, nachdem er schäumend von einem Felsen herabgestürzt, leise murmelnd am Rande des lachenden Plans hin. Dicht belaubte Ulmen beschatteten den freundlichen Pfad, der rechts von dem aufsteigenden Berge, links von dem blühenden Bachufer begrenzt ward. Einer Oase gleich

lag dieses wunderbar ruhige und friedliche Plätzchen inmitten zerklüfteter Felsen nud kahler, nur mit Haidekraut spärlich bewachsener Berge. Es schien, als ob die Natur für die mühsame Wanderung, deren es bedurfte, um hierher zu gelangen, entschädigen wollte. Das üppige Thal gewährte einen reizenden, überraschenden Anblick im goldigen Schimmer der Abendsonne.

Durch eine Lichtung der riesigen Ulmen ließ Robert Kühn, so nannte sich der Reisende, seine Blicke über die Landschaft schweifen. Aus dem dichten Grün des gegenüberliegenden Bergabhanges ragte ein alter, grauer Thurm empor, eine Art kolossaler Steinsäule ohne Dach und Spitze. Der Rand dieses Thurmes — es ließ sich deutlich unterscheiden — war zerbröckelt, und wildes Gesträuch wucherte üppig aus einem verfallenen großen Fenster empor. Außer diesem Thurme zeigte sich keine Spur von menschlichen Wohnplätzen. Nach den rauhen Pfaden zu urtheilen, betraten nur selten Reisende dieses Thal, in das der Zufall heute den jungen Mann geführt hatte.

Robert wußte nicht, ob es ihm gelingen werde, eine Herberge für die Nacht sobald zu finden, als er es wünschte; er war von der gangbaren Straße abgekommen und befand sich in einer Gegend, die er nie gesehen. Es bot sich ihm die wenig tröstliche Aussicht, entweder bis zum Morgen zu wandern, oder unter einem Baume das Nachtquartier aufzuschlagen. Sein romantischer, leichter Sinn kümmerte sich dessen nicht . . . Robert, auf seinen Stock gestützt, weidete sich eine Zeit lang an der pitoresken Aussicht und schritt dann an dem Ufer des Baches hin, der sein Führer sein sollte. Und dieser führte ihn an ein interessantes Ziel.

Bald ward das Thal enger und der Bach mündete in einen kleinen Teich, dessen blinkende Fläche von dunkelgrünen Moosufern eingerahmt ward. Der graue Thurm mit seiner bläulichen Umgebung spiegelte sich in dem ruhigen, klaren Krystall ab. Der Weiher verbreitete eine erfrischende Kühle. In den Zweigen der Ulmen sangen vereinzelte Vögel ihr Abendlied, schüchtern und leise, als ob sie den heiligen Frieden, der die Nacht verkündigt, nicht stören wollten. Die Sonne

hatte sich hinter den westlichen Bergrücken gesenkt; ein mattes rosiges Licht schwebte über dem reizenden Thale.

Robert, seinen Strohhut in der Hand tragend, ging langsam weiter. Das Geräusch seiner Schritte erstarb in dem schwellenden Moosboden. Die Lust wandelte ihn an, den Thurm zu besuchen. Um dorthin zu gelangen, mußte er den Teich umschreiten. Aber plötzlich blieb er wie gebannt stehen. Ein weißes Gewand schimmerte ihm durch die grünen Zweige entgegen. Vorsichtig schlüpfte er hinter den Stamm einer Birke, die ihre schlanken Zweige auf das Wasser herabhängen ließ. Von hier aus sah er ein junges Mädchen, das einen braun- und weißgefleckten Damhirsch an einer Schnur führte. Das schlanke Thier mit den schaufelartigen Geweihen trank aus dem Teiche. Die Jungfrau, eine zarte, zierliche Gestalt, trug ein einfaches weißes Kleid, das in der schmächtigen Taille durch ein blaues Band zusammengehalten ward. Zwei schwere Haarflechten fielen über den Rücken herab. Ein gelber Strohhut mit breitem Rande bedeckte der-

gestalt den Kopf, daß sich nur die untere Hälfte des ovalen Gesichts erkennen ließ. Robert begnügte sich also, die reizende Gestalt zu bewundern, die trotz ihrer Zartheit üppige, runde Formen zeigte. Ein schwarzes Bändchen, an dem ein goldenes Kreuz flimmerte, wand sich um den schlanken Alabasterhals. Die Hand, welche die rothe Schnur hielt, war fein und weiß wie die einer Salondame.

Der Hirsch hatte seinen Durst gestillt, er hob den Kopf und sah sich mit hellen Augen um. Da mochte er den Fremden wittern . . . er machte einen Satz und sprang, ohne daß es die Führerin verhindern konnte, über die Wiese in das Dickigt, die rothe Schnur hinter sich herziehend.

— Hans! Hans! rief das Mädchen mit zarter, wohlklingender Stimme.

Aber Hans blieb verschwunden. Ein helles Echo gab den Namen zurück, dann trat die vorige Stille wieder ein, die feierlich und friedlich über dem duftenden Thale lag.

Das Mädchen löste die blauen Bänder unter dem

Kinne und nahm den Strohhut ab. Himmel, welch ein wunderbar schönes Gesicht ließ sich nun erkennen! Die weiße Gestalt auf dem frischgrünen Rasen, übergossen von einem goldigen Lichte, war eine liebliche poetische Erscheinung. Sie näherte sich der Birke, hinter welcher Robert stand. Ihr Weg führte an dem weißen Stamme vorüber.

Robert wollte den Verdacht meiden, daß er gelauscht habe; er trat grüßend hervor, als ob er seinen Gang nicht unterbrochen gehabt hätte.

Die junge Dame blieb überrascht stehen. Sie starrte den Reisenden an, ohne auf den ehrerbietigen Gruß zu danken.

— Verzeihung, begann Robert, ich trage, ohne es zu wollen, die Schuld an der Flucht Ihres Hirsches.

— Das kluge Thier findet den Heimweg! antwortete eine zarte, wohlklingende Stimme.

— So bin ich getröstet.

Das Gespräch wäre nun eigentlich zu Ende gewesen; aber Robert konnte sich von dem Anblicke des

reizenden Mädchens nicht losreißen, er versuchte eine Fortsetzung.

— Der Zufall führt mich in dieses paradiesische Thal nach einer mühseligen Wanderung durch die Berge . . . Sie haben wohl die Güte, mir Auskunft über den Weg zu ertheilen, auf dem ich zu dem nächsten Dorfe gelange.

Die junge Dame lächelte, indem sie antwortete:

— Das nächste Dorf, mein Herr, liegt so weit, daß Sie es heute wohl nicht mehr erreichen können, selbst wenn Ihnen die Fußpfade durch die Berge genau bekannt wären. Sie suchen eine Herberge für die Nacht . . .

— Ja!

— In diesem Falle rathe ich Ihnen, den Kreuzkrug aufzusuchen, den Sie in einer Stunde erreichen können. Der alte Förster, der das einsame Gehöft bewohnt, nimmt Fremde auf.

Robert fragte nach dem Wege dorthin. Diese Frage schien das Waldfräulein in Verlegenheit zu setzen. Sie sah rings durch das Thal und überlegte.

Ihr fast marmorbleiches, aber nicht krankhaftes Gesicht war dem glühenden Abendrothe zugewendet. Robert sah das große, seelenvolle blaue Auge, die Fülle des wie Ebenholz glänzenden schwarzen Haars und den feinen weißen Teint in der schönsten Beleuchtung.

— Es ist anders nicht möglich! flüsterte sie. Ich bitte, mein Herr, folgen Sie mir! fügte sie laut hinzu.

— Sie bringen mir vielleicht ein Opfer, meinte Robert.

— Nein, nein! Wer sollte Ihnen den Weg zeigen, wenn ich es unterließe? Die Sonne ist schon hinter die Berge hinabgesunken . . . Sie dürfen nicht zögern, da der Waldpfad im Dunkeln nicht zu erkennen ist.

Die Fremde ging, leicht wie eine Fee, voran. Nachdem sie die Wiese überschritten, zeigte sich ein wenig betretener Fußpfad, der einen Hügel hinan zu dem alten Thurme führte. Man sah das Gemäuer durch eine Lichtung der Bäume. Der Reisende hätte gern ein Gespräch mit der Dame angeknüpft, diese aber ging

so rasch, daß er Mühe hatte, ihr zu folgen. War es doch, als ob sie fürchtete, in der Gesellschaft des jungen Mannes überrascht zu werden. Der Damhirsch lag ruhig auf einem mit Moos bewachsenen Steine. Kaum erblickte ihn die Dame, als sie mit den Fingern schnalzte und kosend seinen Namen rief. Hans erhob sich, gehorsam wie ein Hund, sprang von seinem Lager herab und näherte sich der Herrin, welche sich eifrig der Leitschnur bemächtigte.

— Gott sei Dank! rief sie aufathmend. Mir war doch bange um das schöne Thier.

— Ist es nicht zuverlässig? fragte Robert.

— Nicht immer. Vor einiger Zeit hat es sich zwei Tage im Walde herumgetrieben. Der alte Förster aus dem „Kreuzkruge" brachte es mir zurück.

Sie streichelte den Hals des Thieres und ging weiter.

Nach zehn Minuten stand der Reisende mit seiner Führerin an dem Fuße des alten Thurmes, dessen Umfang bedeutend größer war, als man nach dem Anblicke aus dem Thale glauben mochte. Der Grund

des Gemäuers bestand aus großen Felsblöcken, die mit Moos und Farnkräutern bedeckt waren. Wilder Epheu rankte sich bis zur Höhe des großen Fensters empor. Ueberall wucherten Schlingpflanzen und Unkraut.

— Nun hören Sie mich an, mein Herr! sagte hastig die Fremde. Sie sehen diesen Pfad?

— Ja.

— Verfolgen Sie ihn, so rauh und abschüssig er auch werden mag. Aber merken Sie wohl auf, daß Sie ihn in der Dämmerung nicht verlieren. Nach ungefähr einer halben Stunde werden Sie eine Höhe erreichen, die dicht mit Tannen bewachsen ist ... dort theilt sich der Weg ... wenden Sie sich rechts und Sie werden sicher den Kreuzkrug erreichen. Glückliche Reise!

Sie verneigte sich und verschwand zwischen den hohen Gesträuchen, die den Fuß des Thurmes umstanden. Noch einige Secunden hörte man das Rauschen ihres Kleides, dann war alles still, wie in einem Gotteshause. Sollte die reizende Dame, deren Benehmen eine feine Bildung verrieth, in diesem halb verfallenen

Gemäuer wohnen? Warum war sie so ängstlich gewesen, als sie den kleinen unabweisbaren Dienst leistete? Robert müßte nicht vierundzwanzig Jahre alt und ein unerschrockener Mann gewesen sein, wenn er der Lust hätte widerstehen können, dem mehr als interessanten Abenteuer weiter nachzuspüren. Er verfolgte den Weg, den die Dame eingeschlagen. Durch dichtes Gestrüpp gelangte er auf einen freien Platz. Hier war wie durch einen Zauberschlag Alles verändert.

Man sah ein kleines elegantes Wohnhaus, das sich mit dem einen Giebel an das Gemäuer des alten Thurmes lehnte. An den Mauern des einstöckigen Gebäudes empor, zwischen den dunkelgrünen Gitterläden, rankte in üppiger Fülle der Weinstock. Wohlgepflegte, parkähnliche Anlagen breiteten sich rings aus. Auf den Beeten dufteten Blumen, schillerten in mannigfachem Grün die großen Blätter exotischer Pflanzen und Gewächse. Vor dem Hause stand eine Reihe Orangenbäume in großen Kübeln, der mit feinem Kiessande bestreute Platz bildete eine Art Plattform, von der aus der Beschauer eine prachtvolle Fernsicht über

das Thal hatte. Die Wahl des Ortes der eleganten Ansiedelung war die glücklichste zu nennen. Für einen modernen Anachoreten, der die Welt haßt oder verachtet, ließ sich ein vortheilhafteres Plätzchen nicht finden. Nur der Zufall konnte verrätherisch die hehre Ruhe stören, den Gottesfrieden, der wunderbar über der malerischen Landschaft ausgebreitet lag. Der Tourist, der neugierig das Thal durchzieht, hat keine Ahnung von der lieblichen Oase in rauher Wildniß. Dies war allerdings eine geeignete Wohnstätte für das liebliche Wesen, das dem Reisenden wie ein Paradiesvogel im nordischen Gebirge erschienen. Warum aber barg man das Plätzchen den Blicken der Vorübergehenden? Warum führte kein gebahnter Weg zu diesem Eldorado? Warum pflegte man das Rauhe der nächsten Umgebung nicht mit derselben Sorgfalt, die der Beobachter in den Anlagen bemerken konnte? Dies Geheimnißvolle verlieh dem Ganzen ein erhöhtes Interesse.

Robert, hinter einem Strauche verborgen, betrachtete eine Zeit lang das Haus. Es bestand aus einem

Erdgeschosse und einem Stockwerke. Die Thür war verschlossen. Ueber derselben zeigte sich ein zierlich aus braunem Holze gebauter Balcon, der von einer blaugestreiften Marquise bedeckt ward. Auf der Brüstung dieses Balcons standen reizende Blumen in zierlichen Töpfen. Die mit weißen Vorhängen geschmückte Glasthür war halb geöffnet. Nirgend zeigte sich ein menschliches Wesen. Der Reisende fühlte, daß er keinen passenden Grund hatte, in dieses Heiligthum einzudringen, daß seine Neugierde unangenehme Folgen nach sich ziehen könne. Dennoch verharrte er unschlüssig an seinem Platze, denn es drängte ihn, Näheres über die räthselhafte Schöne zu erfahren, die sein Herz ergriffen, seine Phantasie entflammt hatte. Mancherlei Vermuthungen wurden in ihm wach. Da ward hinter dem Hause ein Schuß abgefeuert. Der Knall rollte wie ein Donner durch das stille Thal. Dumpf grollend verhallte das Getöse in fernen Schluchten. Dem Rande des Thurmes entflatterte krächzend eine aufgeschreckte Schaar Dohlen, die zwischen den Wipfeln der nächsten Bäume verschwanden. Nun trat die vo-

rige Ruhe wieder ein; aber sie erschien dem Lauscher unheimlich. Er war unbewaffnet, und hier ging man mit Gewehren um. Die Aengstlichkeit der jungen Dame, mit der sie ihn geführt, fiel ihm jetzt auf. Sollte er die ihm erwiesene Gefälligkeit mit Undank lohnen? In einer Art Großmuth trat er den Rückweg an. Mühsam drang er durch das Gestrüpp, das den Fuß des Thurmes bedeckte, bis er den steinigen Pfad erreichte und den Ort, wo er von der reizenden Führerin Abschied genommen. Rüstig schritt er den Berg hinan, sorgfältig der Anweisung folgend. Bald öffnete sich rechts, bald links ein jäher Abgrund. Tief unten war es dunkel. Das Gebirge zeigte sich in einer neuen Romantik. Da tauchte in der Abenddämmerung eine wunderliche Gestalt auf, die langsam näher kam. Bei der Enge des Weges mußte sie an dem Reisenden vorüber. Robert, auf seinen Stab gestützt, blieb stehen. Der Fremde trug einen langen, dunklen Rock, der fast bis zu den Füßen hinab reichte. Ein schwarzes Tuch umschlang dicht den hagern Hals. Eine Art Quäkerhut bedeckte das Haupt, das von einem

dünnen, langen Haar umspielt ward. Hätte man den Stand dieses Mannes nach der Kleidung beurtheilen wollen, so würde man ihn für einen Landgeistlichen gehalten haben, der dem friedlichen Studium der Botanik obliegt. Aber er trug über der Schulter eine Büchse und ein großer schlanker Hund folgte ihm. Demnach war er ein Nimrod ohne Jägercostüm; es fehlt ihm selbst die zu dem edlen Waidwerke so nöthige Jagdtasche. Sein Gesicht war lang und hager, wie der Körper, den der lange Rock umflatterte. Forschend sah er mit seinen großen, glühenden Augen den Fremden an, der nachlässig grüßend vorüberging. Eine Felsgruppe trennte in der nächsten Minute die beiden Männer.

— Ein seltsamer Jäger! dachte Robert. Wahrscheinlich ist er der Vater oder der — Tyrann des Waldfräuleins, das gezwungen seine Einsamkeit theilt. Vielleicht giebt mir der alte Förster in dem „Kreuzkruge“ Aufschluß.

Robert erreichte das Tannengehölz auf der Höhe und fand glücklich in der Dämmerung den Pfad, der

ihn nach einer halben Stunde zu dem Hause führte, in dem er zu ruhen gedachte.

Der „Kreuzkrug" lag einsam unter hohen Eichen. Aus einem Fenster des Erdgeschosses schimmerte Licht. Der Reisende ging dem Lichte nach und klopfte an das Fenster, das sich öffnete. Der Kopf eines alten Mannes ward sichtbar. Es mußte der des bezeichneten Försters sein, das verrieth der militärisch zugestutzte Bart.

— Was giebts? fragte die markige Stimme des krausköpfigen Alten.

— Kann man hier gegen Geld und gute Worte ein Quartier für die Nacht finden?

— Es kommt darauf an, wer ein Quartier begehrt, der „Kreuzkrug" ist kein Wirthshaus, war die Antwort. Man ist nicht verpflichtet, Jeden, der es wünscht, aufzunehmen.

— O, ich kann mich durch einen guten Paß legitimiren!

Der Alte hatte sich den Gast angesehen, der einen vortheilhaften Eindruck auf ihn gemacht haben mußte.

— Kommen Sie, sagte er; die Thür ist offen.

Dann befahl er den knurrenden Hunden, sich zurückzuziehen.

Als Robert den geräumigen Hausflur betrat, stand der Förster in der Thür des Zimmers, die brennende Zinnlampe haltend. Der Reisende war erstaunt über die hohe, kräftige Gestalt des Waidmanns.

— Willkommen! sagte mürrisch der Alte im Zimmer, seine glänzende Ledermütze lüftend.

— Danke! rief Robert, indem er seinen Tornister auf einen Stuhl warf.

Dann holte er sein Portefeuille aus der Brusttasche und überreichte dem Wirthe den Paß, den dieser schweigend nahm und prüfte.

— Sie sind also Jurist?

— Ja, Herr Förster. Für den Augenblick practicire ich noch nicht, werde aber im nächsten Jahre beginnen. Den schönen Sommer benutze ich zu einer größern Fußreise . . . nun wissen Sie Alles.

Der Förster gab den Paß mit den Worten zurück:

— Nehmen Sie Platz, Herr Robert Kühn! Sie verzeihen, daß ich Sie belästigte; aber ich erfülle meine Pflicht, da es meines Amts ist, in diesem Theile des Gebirgs die Polizei zu üben.

Das Mürrische des Wirths war einem freundlichen Ernste gewichen, als der Gast, ein interessanter junger Mann, ihm gegenüber saß.

— Sie sind der erste Reisende, der sich dieses Jahr in mein Revier verirrt, das von der civilisirten Welt wie abgeschnitten ist.

— Und doch bietet dieser Theil des Gebirges wunderbare Naturschönheiten, welche für das Mühselige der Wanderung reichlich entschädigen. Wenn sie es mir gestatten, Herr Förster, bleibe ich einige Tage im „Kreuzkruge", um von hier aus die interessantesten Punkte zu besuchen. Haben Sie ein Zimmer für mich?

— Ich glaube, es wird sich schon machen lassen. Erlauben Sie mir, daß ich meiner Frau den Gast anmelde.

Der Nimrod verließ das Zimmer. Trotz seines

Alters bewegte er sich fest und rasch. Robert betrachtete nun die Umgebung. Die Möbel von braunem Holze waren zwar altmodisch, aber gut erhalten und zeigten von Wohlstand; auf einem Secretär stand eine große Stutzuhr, deren Pendel sich geräuschvoll bewegte. An den blau tapezirten Wänden hingen Kupferstiche in schwarzen Rahmen, Landschaften und Portraits darstellend. Die große Zinnlampe, ein Meisterstück in ihrer Art, verbreitete Licht genug, um alle Gegenstände deutlich erkennen zu lassen. Bald trat eine Magd ein, deckte den Tisch und brachte die Speisen. Der Förster erschien mit seiner Gattin, die den Gast willkommen hieß und zum Nachtessen einlud.

— Soll ich am Familientische speisen? fragte Robert verwundert.

— Wir halten nicht eigentlich ein Wirthshaus, antwortete der Förster, wie ich mir bereits erlaubte, Ihnen zu bemerken; aber wir öffnen unsere Thür gern dem anständigen Reisenden, der, wenn wir ihn abweisen, weit und breit kein Unterkommen finden würde. Es ist noch nicht so lange her, daß ein Student, der

gezwungen war, Nachts zu wandern, in eine der Schluchten stürzte, die sich an den Bergabhängen öffnen. Der arme Mensch, der einen Armbruch erlitten, würde verhungert sein, wenn ihn meine Leute nicht am frühen Morgen gefunden hätten.

— So lange der Fremde unter unserm Dache weilt, fügte die Frau hinzu, betrachten wir ihn als zu der Hausgenossenschaft gehörig.

Der Alte nahm sein Käppchen von dem Haupte, das ein krauses ergrautes Haar bedeckte, faltete die Hände und begann still zu beten. Baucis und der Gast folgten dem frommen Beispiele. Die Uhr schlug neun, als die Drei das Amen flüsterten. Aus dem Gespräche, das bei Tische geführt ward, hatte der Förster die Ueberzeugung gewonnen, daß sein Gast ein gebildeter und erfahrener junger Mann sei. Robert konnte den Wunsch nicht unterdrücken, das Stillleben des greisen Ehepaars für einige Tage zu theilen.

Der Förster befand sich mit seinem Gaste wieder allein. Beide rauchten von den Cigarren, die der Reisende aus seinem Tornister geholt hatte. Der Waid-

mann, der gern sprach, erzählte von den einzelnen Bergpartien und gab Rathschläge zu Ausflügen. Des verborgenen Wohnhauses, das doch kaum eine Stunde von dem „Kreuzkruge" entfernt lag, erwähnte er mit keinem Worte. Daß er um die Existenz desselben nicht wissen sollte, er, der die Polizeigewalt ausübte, ließ sich füglich nicht annehmen; er mußte also absichtlich Schweigen beobachten. Der Jurist klopfte auf den Busch.

— Ihr Haus ist also das einzige in dieser Gegend, fragte er, anscheinend erstaunt über diese Zufälligkeit.

— Wir wohnen allein hier, kommen selten mit Menschen in Berührung. Zu Winterszeiten sind wir eingeschneit wie die Lappländer. Doch, Sie sind müde, lieber Herr . . . ich bitte, folgen Sie mir, ich werde Ihnen das Zimmer zeigen, das wir Ihnen überlassen können.

Robert nahm seinen Tornister und stieg, dem Alten folgend, die Treppe zu dem ersten Stock hinan. Hier fand er ein freundliches Zimmer mit einem

schneeweißen Bett. Der Förster setzte die Lampe auf den Tisch, wünschte gute Nacht und ging. Robert, ermüdet wie er war, suchte ohne Weiteres das Bett auf und sank bald in einen tiefen gesunden Schlaf.

Am nächsten Morgen war der Reisende früh wach; er genoß das herrliche Schauspiel des Sonnenaufganges, das sich in seiner ganzen Majestät dem erstaunten Beobachter hier bot. Dann machte er Toilette, um einen Streifzug durch die Berge anzutreten. Der Förster war bereits in den Wald gegangen; die freundliche Alte, die ihren Mann damit entschuldigte, daß er die Morgenfrische benutzen müsse, servirte dem Gast ein Frühstück unter den Eichen vor dem Hause. Robert ging, nachdem er das Versprechen gegeben, um Mittag zurückzukehren. Er schlug denselben Weg ein, den er Abends zuvor gekommen war, denn er hatte die Absicht, das räthselhafte Haus noch einmal zu besuchen. Schon nach kurzer Zeit stand er am Granitfuße des Thurmes. Er legte Hut und Stock ab und warf sich in den Schatten einer Eiche, von wo aus er das Gemäuer beobachten konnte. Der Wald rauschte leise im

Morgenwinde; Kräuter und Blumen strömten einen frischen erquickenden Duft aus. Robert versank in eine wirre, poetische Träumerei. Da regten sich plötzlich die hohen Farnkräuter, sie rauschten und bogen sich auseinander, wie von unsichtbaren Händen berührt. Kleine Vögel flatterten auf und verbargen sich scheu in dem dichten Epheu am Thurme. Robert glaubte an ein märchenhaftes Traumgebilde, als er sah, daß die junge Dame langsam aus dem Blätterdickicht hervortrat. Sie war, wie gestern, weiß gekleidet, und trug einen Schleier, der, in dem vollen Haare befestigt, über den Rücken herabwallte. Sich nach rechts und links neigend, pflückte sie Blumen, die ihre zarten Hände zu einem Kranze wanden. Wie träumend ging sie an dem Lauscher vorüber, dem sie heute noch schöner als Tags zuvor erschien. Plötzlich blieb sie stehen, schloß den Kranz und drückte ihn sich auf das Haupt. Ihr fehlte Nichts als die Sichel, um eine Norma zu sein, die sich anschickt, die geweihte Mistel zu schneiden. Wahrlich, das war eine Druidenpriesterin im Eichenhaine! Jetzt wandte sie sich, um in den Wald zu tre-

ten . . . überrascht blieb sie stehen, als sie den Reisenden erblickte, der aufstand und sich ihr grüßend näherte. Sie erkannte ihn wieder.

— Mein Herr, fragte sie ängstlich, warum sind sie zurückgekehrt?

— Verzeihung, mein Fräulein, ich bin auf meiner Streiferei hierhergekommen, ohne es zu wollen und zu wissen, aber ich segne den Zufall, der mich geführt . . .

— Warum?

— Gestatten Sie mir die Frage: Kann ich Ihnen irgend einen Dienst leisten? Es scheint, als ob man Sie geflissentlich von der Welt trennt . . . Ihre Züge verrathen Traurigkeit, Schwermuth; Sie sind ängstlich, indem Sie mit mir reden . . . selbst der alte Förster vermeidet es, ihrer Wohnung zu erwähnen, jenes reizenden Hauses, zu dem kein gebahnter Weg führt.

— Mein Gott! rief sie erschreckt. Sie haben das Haus gesehen?

— Und einen seltsamen Jäger, der mir dort auf dem Felsenwege entgegentrat. Wenn ich Alles zusam-

menstelle, muß ich zu dem Resultat gelangen: hier waltet ein Geheimniß, das Sie bedrückt, das Ihnen die Freuden der Jugend raubt, Sie in diese Einöde bannt . . .

— Nein, nein! rief die junge Dame, in deren Mienen sich die höchste Bestürzung ausdrückte, Ihre Annahmen sind falsch, Sie irren!

Robert trat ihr näher.

— Ich bin Ihnen völlig fremd, sagte er ruhig; vielleicht hat auch Sie die Erfahrung gelehrt, vorsichtig in dem Umgange mit Menschen zu sein . . . aber schenken Sie dem Manne Ihr Vertrauen, den offenbar die Vorsehung Ihnen zugeführt. Gestehen Sie es nur, fügte er theilnehmend hinzu, Sie sind nicht glücklich.

Große Thränen erschienen in den dunklen Wimpern der jungen Dame. Wie unwillkürlich preßte sie die Worte hervor:

— Ach ja, wohl bin ich unglücklich!

— Zögern Sie nicht, mir zu sagen, was ich für

Sie thun kann. Giebt es irgend ein gesetzliches Mittel, ihre Lage zu ändern . . . ich bin Jurist.

Die Dame kämpfte mit der Feststellung eines Entschlusses.

— Mein Herr, flüsterte sie bebend, diesen Abend möchte ich Sie sprechen.

— Wo? Wann?

— Hier. Sobald die Sonne untergegangen . . .

— Josephine! rief eine rauhe Stimme.

Der Alte, den Robert in der Dämmerung gesehen, trat zwischen die beiden jungen Leute. Sein hageres, knochiges Gesicht war bleich; sein graues Auge schoß Blitze des Zornes auf den Reisenden, der sich Josephinens annehmen wollte.

— Ziehen Sie Ihre Straße, mein Herr! rief er mit starker Stimme. Es ist nicht wohl gethan, den Frieden eines jungen Mädchens zu stören, das der sorglichsten Pflege bedarf. Kehren Sie je zurück, so mache ich von dem Rechte Gebrauch, das mir, als dem Besitzer dieses Grund und Bodens, zusteht. Und Dich, Josephine, erinnere ich an Deine Pflicht!

Sie wollte sich abwenden; der Alte aber ergriff ihre Hand und verschwand mit ihr zwischen den Gebüschen. Sie ließ sich führen, wie ein eingeschüchtertes Kind. Die langen Blätter der Farnkräuter bewegten sich noch einige Augenblicke, dann war Alles still. Ein sanfter Windhauch fuhr säuselnd durch die Eichen, deren Wipfel freundlich die Morgensonne beleuchtete. Robert überlegte nicht lange, er hatte längst begriffen, daß diesem eisigen, energischen Alten gegenüber Gewalt nicht anwendbar sei, daß nur List und Verschlagenheit zum Ziele führen könne. Auch durfte er das Peinliche der Lage Josephinens nicht erhöhen, indem er sich offen in ihre Verhältnisse drängte; er beschloß für jetzt, sich zu entfernen. Langsam ging er nach der Eiche zurück. Indem er sich neigte, um Hut und Stock zu nehmen, krachte ein Schuß durch den stillen Morgen. Eine Kugel flog zischend durch den Stamm der Eiche. Splitter von der Baumrinde sausten um den Kopf Robert's, der sich gewandt hinter dem riesigen Baume verbarg.

— Die Kugel galt mir! murmelte er vor sich

hin. Hat man mich wirklich beseitigen oder mir nur zeigen wollen, wie gefährlich meine Rückkehr ist? Gut, Ihr habt den Kampf begonnen, ich setze ihn fort. Mir fehlt die Büchse; aber ich besitze andere Waffen, die wirksamer sind, als die Euren. Sehen wir zu, wer Sieger bleibt!

Vorsichtig schlich er von einem Baumstamme zu dem andern, bis er durch einen Felsblock dem Bereiche des alten Thurmes entzogen war. Glücklich erreichte er den Tannenwald und bald darauf den „Kreuzkrug". Der Förster befand sich noch im Walde; die Gattin desselben empfing den Gast auf dem kühlen Hausflur.

II.

Der alte Förster Henoch, so hieß der Bewohner des „Kreuzkruges," blieb heute lange aus. Als die Uhr in der Wohnstube die Mittagsstunde verkündete, sagte die freundliche Hausfrau:

— Wir können heute nicht so pünktlich speisen, als es unsere Gewohnheit ist. Mein Mann hat ohne Zweifel Veranlassung gefunden, einen entfernten Forsttheil zu begehen, und wird später, als verabredet, zurückkehren.

— Sind Sie nicht besorgt, Madame? fragte Robert.

— Weshalb?

— In diesem rauhen Gebirge kann einem Jäger leicht ein Unfall zustoßen ...

— Ich kenne meinen Mann, entgegnete lächelnd die Hausfrau; er ist die Vorsicht selbst. Und sollte er in die Nothwendigkeit versetzt werden, sich zu vertheidigen, so bin ich auch darüber beruhigt; denn Henoch ist trotz seiner Jahre stark, gewandt und der beste Schütze weit und breit. Die Wilddiebe gehen ihm aus dem Wege, und andere Feinde haben wir, Gott sei Dank, nicht.

Robert konnte die Frage nicht unterdrücken:

— Nachbargehöfte giebt es wohl nicht?

— Nein, mein Herr! Wir können wenigstens vereinzelte Köhlerhütten dafür nicht gelten lassen. Größere Etablissements, als Hammerwerke und Glashütten, liegen zwei bis drei Meilen entfernt. Den Bedarf für unsern Haushalt beziehen wir aus dem sechs Stunden entfernten Städtchen. Das nöthige Gemüse liefert uns der vortreffliche Garten, den mein Mann wie seinen Liebling pflegt.

Auch die Frau vermied es, von dem Hause im

Walde zu sprechen. Die Annahme schien nicht unbegründet zu sein, daß die Bewohner des „Kreuzkruges" ein Interesse daran hatten, das Geheimniß des Nachbars zu bewahren. Hieraus ließ sich wieder folgern, daß Beide im Einverständnisse leben mußten. Der Jurist nahm noch den Fall an: Henoch, der den Damhirsch dem jungen Mädchen zurückgebracht, hatte das geheimnißvolle Haus besucht; aber er konnte es seiner Gattin verschweigen. Die Lage des Gastes war nach der Scene am Thurme sehr ernst geworden. Wenn Henoch in freundlicher Beziehung zu dem seltsamen Jäger stand, so mußte er auch die Interessen desselben wahren, und er, Robert, ward als ein Feind betrachtet, dies bewies der Schuß. Warum blieb Henoch gerade heute über die verabredete Zeit aus? Sollte dieses Zögern mit dem, was am frühen Morgen sich ereignet hatte, in Verbindung stehen?

Diese Gedanken drängten sich dem jungen Manne auf, während er einen Spaziergang im Schatten der Eichen machte. Er legte sich selbst die Frage vor: was kann geschehen, wenn man dich aus dem Hinter-

halt niederschießt und dich still in einer der tiefen Schluchten begräbt? Niemand weiß, daß du den Weg durch das Gebirge genommen, es wird also Niemand eine Ahnung haben von deinem frühen Grabe. Doch nein, fuhr er in seinem Selbstgespräche fort, der alte Förster ist ein biederer Mann, er wird sein Gewissen nicht mit einem Verbrechen belasten, um einem Manne gefällig zu sein, von dem ich nicht einmal weiß ob er sein Freund ist. Und was wird aus Josephinen, die ihre Hoffnung auf mich gesetzt hat? Das reizende Mädchen interessirt mich ... ich könnte es sogar lieben. Es wäre mehr als Feigheit, wollte ich reisen: es wäre ein Verrath an dem Vertrauen, das Josephine in mich setzt.

Er beschloß zu bleiben und seine ferneren Maßnahmen von dem Verhalten des Försters abhängig zu machen, ohne die größte Vorsicht aus den Augen zu lassen.

Gegen zwei Uhr rief ein alter Knecht den Gast zu Tische.

— Ist der Herr Förster zurückgekehrt? fragte er.

— Nein, Herr!

Robert und die Hausfrau speisten allein. Frau Henoch war so freundlich und gutmüthig, sie zeigte so viel Aufmerksamkeit für den Gast, daß dieser sich mehr als ein Mal versucht fühlte, ihr das erlebte Abenteuer mitzutheilen und sie um Aufklärung zu bitten. Aber er unterdrückte die Lust der Mittheilung, weil er es für besser hielt, zu beobachten, denn er war Jurist.

Nach Tische besuchte er den höchsten Punkt des Gebirges, von wo er in der Abenddämmerung zurückkehrte. Frau Henoch saß allein auf der Bank vor der Hausthür, mit Stricken beschäftigt.

— Immer noch allein? rief der Gast von Weitem.

Die Försterin suchte ihre Besorgniß zu verbergen, indem sie antwortete:

— Mein Mann bleibt heute ungewöhnlich lange.

— Senden Sie nicht Leute aus?

Wer kann wohl wissen, welchen Weg er genommen hat. Nun, er wird ja wohl vor dem Anbruche des Abends kommen.

Robert ließ sich ihr zur Seite nieder. Der Abend auf dem Rücken des höchsten Gebirgszuges war köstlich. Dichte Baumgruppen wehrten dem Südwinde, der lau herüberwehte; man hörte ihn leise rauschen, aber man fühlte sein Wehen nicht. Es herrschte rings völlige Stille. Da sprang plötzlich der Damhirsch Josephinens über den Weg. Das zahme Thier blieb stehen und betrachtete mit klugen Augen das Haus.

— Hans! Hans! rief freudig die Frau.

— Kennen Sie das Thier? fragte Robert.

— Es ist der schöne Hirsch, den mein Mann zahm gemacht hat. Vor Wochen schon ist er zu meinem Bedauèrn uns entlaufen ... ach, könnten wir ihn doch einfangen!

Frau Henoch erhob sich und ging lockend dem Thiere näher, das ruhig, die Ohren spitzend, stehen blieb.

— Der Förster hat sie getäuscht, dachte Robert. Sie wähnt das Thier im Walde, während es der einsamen Josephine Unterhaltung gewährt. Warten wir den Verlauf des Abenteuers ab.

Die Försterin hatte den Hirsch erreicht; sie hielt ihn an dem rothen Halsbande fest und rief um Hülfe. Robert eilte zu ihr ... fünf Minuten später war das Thier an einen der Pfähle gebunden, die sich aus dem frischgrünen Rasen erhoben. Gleich darauf trat der alte Förster, seine Büchse auf der Schulter, aus der Dämmerung des Eichenwaldes hervor. Er ging rasch und kräftig. Als er näher kam, bemerkte man, daß sein braunes Gesicht sehr ernst war. Und ohne zu lächeln küßte er die Stirn seiner Lebensgefährtin, die ihn mit dem Ausrufe empfing: Matthias, Du hast lange auf Dich warten lassen!

Man sah es ihr an, daß sie leichter athmete.

— Der Mensch denkt, Gott lenkt! rief Matthias, Büchse und Jagdtasche dem Knechte reichend, der zur Bedienung seines Herrn herbeigeeilt war. Ich wollte unsers verehrten Gastes wegen schon vor Mittag zurückgekehrt sein.

— Was hat Dich abgehalten? fragte die Frau mit dem Ausdruck der Besorgniß.

Dem Alten kam diese Frage nicht gelegen.

— Jagdpolizeidienst! murmelte er, sich auf die Bank setzend. Ich habe die Spur von Wilddieben entdeckt, die ziemlich frech ihr schändliches Handwerk ausüben. Nun, Herr Kühn, wie haben Sie den Tag verbracht?

— Gut, Herr Henoch.

— Nicht wahr, das Gebirge ist schön?

— Entzückend schön!

— Aber einsam, still und mitunter ein wenig schauerlich. Man gewöhnt sich daran.

— Du hast wohl Hunger, lieber Mann?

— Nicht so viel, als Du vermuthest. Die Hitze war arg, sehr arg. Ich möchte Dir einen Rath ertheilen, meine liebe Elisabeth.

— Laß ihn hören.

— Richte Dich so ein, daß wir das Nachtessen in einer halben Stunde einnehmen können, denn später wird uns ein tüchtiges Gewitter, das aus Norden heranzieht, den Genuß desselben vereiteln. Die Wetter, die über den Föhrenberg kommen, sind gewöhnlich furchtbar. Dort, über den Bäumen, zeigen sich die ersten

schwarzen Wolken. Herr Kühn, Sie haben unsere Berge im Sonnen- und Mondenscheine gesehen; diesen Abend bietet sich Ihnen ein Schauspiel, das Sie nie vergessen werden. Wie gesagt, die Wetter aus Norden sind furchtbar! Ah, hat sich unser Hans wieder eingefunden? Mitunter wird der Bursche doch von dem Drange nach Freiheit gekitzelt. Nun, Alte, wahre Deinen Liebling und zieh' ihm die Zügel straffer.

Frau Elisabeth verschwand mit dem schmucken Thiere im Hause.

Robert hatte den Förster beobachtet; es war ihm nicht entgangen, daß der Alte unbefangen scheinen wollte und daß es ihm Mühe kostete, die Unterhaltung fortzuführen.

— Herr Förster, begann er, Sie sprachen von Wilddieben?

— Ja.

— Ich habe gestern Abend und diesen Morgen einen Schuß gehört.

— Nur gehört? fragte Matthias, seinen Gast forschend ansehend.

Robert begriff, daß der Alte mehr wußte als er sagen wollte.

Matthias fügte leise hinzu:

— Nicht wahr, die Polizei in unseren Bergen ist gut?

— Ich wundere mich über diesen Fall nicht. Die junge Dame, die mir den Weg nach dem „Kreuzkruge" bezeichnet, die mir gesagt, daß der Herr Förster ihr neulich den Damhirsch zurückgebracht hat, dieselbe junge Dame wird Ihnen auch erzählt haben, daß mein Leben diesen Morgen in Gefahr schwebte.

— Ich weiß Alles, Alles! murmelte kopfschüttelnd der Alte. Haben Sie sich meiner Frau eröffnet?

— Nein.

— Gott sei Dank!

— Aus verschiedenen Anzeichen schloß ich, daß Ihrer Frau die seltsame Nachbarschaft ein Geheimniß bleiben sollte.

— Mein Herr, ich danke Ihnen! sagte bewegt der Förster. Sie haben mir, indem Sie geschwiegen, einen großen Dienst geleistet. Es ist nicht meine Art, mit

Geheimnissen zu kramen, und das Lügen fällt mir schwer; aber unter den obwaltenden Verhältnissen mußte ich meine Zuflucht zu einer Täuschung nehmen, die meiner braven Frau gegenüber mehr als verzeihlich, die mir selbst Pflicht ist. Sie sind, wie ich aus Ihrem Passe gesehen, Jurist?

— Ja!

Der Förster hatte einige Augenblicke vor sich hingestarrt. Plötzlich ergriff er die Hand des jungen Mannes, sah ihm ernst, fast feierlich in das Gesicht und sagte mit leiser, bewegter Stimme:

— Herr Kühn, Ihr ganzes Wesen verräth den ehrlichen, braven Mann ... so lange Sie unter meinem Dache sind, widerfährt Ihnen keine Unbill, von welcher Seite her sie auch beabsichtigt werde! Der Schuß, den man auf Sie abfeuerte, war eine Schurkerei. Ihretwegen bin ich so lange geblieben; um Sie zu schützen habe ich meine brave Elisabeth, die sich stärker stellt, als sie ist, in Bekümmerniß gelassen.

— Ich habe es vermuthet, Herr Förster!

— Sie haben Josephinen gesprochen?

— Ja!

— Still, meine Frau kommt. Schweigen Sie über Alles, was Sie erfahren . . . wir sprechen später mehr.

Frau Elisabeth trat aus dem Hause. Robert betrachtete sie jetzt näher. Fast wollte es ihm scheinen, als ob die Alte nicht dazu geboren sei, ihr Leben an der Seite jenes schlichten Försters in der Einsamkeit zu verbringen. Wie edel war der Schnitt ihres Gesichts, wie ausdrucksvoll war das große blaue Auge, das man geistreich nennen konnte! Das volle graue Haar verlieh ihr eine unbeschreibliche Würde. Die milde Freundlichkeit ihrer Züge hatte eine Beimischung von Wehmuth, die zu verbannen nicht in ihrer Macht stand. Der aufmerksame Beobachter mußte sich sagen, diese Frau ist früher eine stattliche Dame gewesen, hat sich in aristokratischen Kreisen bewegt und giebt sich Mühe, ihr Betragen den bescheidenen Verhältnissen anzupassen, eine Mühe, die nicht immer von Erfolg gekrönt ward. Auch waren ihre Hände aristokratisch

klein und weiß, trotz der häuslichen Arbeiten, denen sie mit Emsigkeit oblag.

Sie lud zum Abendessen ein, das im Zimmer servirt war. Man ging. Nach einem kurzen Gebete begann die Mahlzeit. Die Unterhaltung, die Robert mit der Hausfrau führte, bestätigte seine Vermuthung: Frau Elisabeth hatte früher in der großen Welt gelebt und eine feine Erziehung genossen. Auch der Förster Henoch war kein gewöhnlicher Jäger; er besaß nicht nur den geselligen Tact, sondern auch eine literarische Bildung, die dem forschenden Juristen nicht verborgen bleiben konnte.

Der erste Donner ließ sich vernehmen, als die kleine Gesellschaft den Tisch verließ. Schwere Wolken zogen von Norden heran, während im Westen die Sonne prachtvoll unterging. Hier glühte der Himmel im feurigen Abendrothe, dort war er schwarz wie mit einem Bahrtuche behangen. Contraste dieser Art gehören zu den wundervollen Naturschönheiten, die man auf der Höhe des „Kreuzkrugs" beobachten kann.

Henoch führte seinen Gast in das Gibelzimmer,

aus dessen Fenstern man eine weite Fernsicht hatte. Tiefunten im Thale sah man den alten Thurm als einen grauweißen Punkt im Dunkelgrün des Waldes.

Unter den eleganten Möbeln, die das Giebelzimmer schmückten, befand sich ein Piano. Große Stöße Noten lagen auf dem glänzenden Instrument, dessen Tastatur geöffnet war.

— Meine Frau spielt zuweilen, sagte der Förster, als er sah, das der Gast das Piano überrascht betrachtete. Im Winter, wenn wir halb unter Schnee begraben sind, ist die Musik ein Trost, ich kann selbst sagen eine Erholung.

Robert, ein gewandter Spieler, prüfte das Instrument — es war ein vorzügliches. Und ein solcher Schatz fand sich in dem einsamen „Kreuzkruge", der von außen einem Speicher glich.

Starke Windstöße schüttelten heftig die alten Eichen. Ein dumpfes Brausen zog über das Dach hin. Blitze zerrissen die Dämmerung, die sich schnell eingestellt hatte. Der schwarze Himmel schleuderte eine Flut von Regen herab, der wie schwerer Dampf in das Thal

getrieben ward. Die Landschaft verschwand ... das ganze Gebirge erschien wie in einen dunkelgrauen Schleier gehüllt. Man mußte die Fenster schließen. Es war dunkel geworden. Frau Elisabeth kam mit Licht. Die Donnerschläge wurden so stark, daß das Haus erbebte. Ein zehnfaches Echo in den Thalschluchten gab brüllend die gewaltige Stimme des Himmels zurück, welche den Erdbewohnern ihre Nichtigkeit und die hehre Majestät Gottes verkündete. Der Förster stand mit entblößtem Haupte neben seiner Gattin ... Beide beteten still und andächtig.

Robert stand wie gelähmt; von einem solchen Gewitter hatte er bis jetzt keinen Begriff gehabt. Es folgten so furchtbare Schläge, daß der Kalk knisternd vor der Decke fiel. Nicht selten schien es, als ob das Gebäude von einem Feuermeere umwogt würde. Das Rauschen der Bäume mischte sich mit dem Rauschen des sündflutähnlichen Regens. Und dazwischen fielen Donnerschläge, als ob sich Stücken vom Himmel losrissen und aus unermeßlicher Höhe auf die Erde herabstürzten, die unter der Wucht zitterte und bebte.

— Gott stehe uns bei! flüsterte Frau Elisabeth.

— Das ist ein Wetter aus Norden! meinte der Förster. Es kommt selten, aber wenn es kommt, ist es furchtbar. Jetzt hat es den Höhepunkt erreicht; in einer Viertelstunde haben wir wieder klaren Himmel.

Und so geschah es. Das Gewitter, vom Sturme gepeitscht, zog rasch vorüber, es schien sich von der Höhe in das Thal hinabzusenken, wo es sein furchtbares Toben fortsetzte. Während der „Kreuzkrug" vom sanften Mondenlichte übergossen lag, entlud sich das Wetter über den fernen Thälern. Man sah aus friedlichen Höhen in eine aufgeregte Tiefe hinab. Henoch öffnete das Fenster wieder, um dem Gaste den vollen Genuß des erhabenen Naturschauspiels zu gewähren. Aus der Ferne leuchteten die Blitze, grollte der Donner. Frau Elisabeth blieb noch kurze Zeit, dann wünschte sie eine gute Nacht und verließ das Zimmer, nachdem sie Gläser und eine Flasche Wein auf den Tisch gesetzt hatte. Die beiden Männer befanden sich allein.

— Wollen Sie diesen Abend noch nach dem alten

Thurme gehen? fragte Henoch mit einem vertraulichen Lächeln.

— Ein Mann hält sein Wort, Herr Förster!

— Bleiben Sie ruhig im trocknen Stübchen ... Josephine ist abgereist.

Robert starrte den Alten an.

— Sie hat abreisen müssen! fügte er hinzu.

— Ja, Herr Kühn, man hat sie zur Abreise gezwungen, um die verabredete Zusammenkunft zu verhindern. Und ich selbst habe hilfreich die Hand dazu geboten ... aus Rücksicht für meinen Gast.

— Das begreife ich nicht.

— Geduld, Sie werden mich bald verstehen.

Henoch schloß das Fenster.

Beide Männer saßen am Tische. Sie stießen schweigend an und tranken. Des Försters hatte sich eine feierliche Stimmung bemächtigt, es sprach sich diese Stimmung in seinen Zügen und in dem Tone aus, in dem er das Gespräch fortsetzte.

— Mein Herr, begann er, es giebt keinen Zufall in der Welt; hätte ich an der Vorsehung gezweifelt,

Ihre Reise durch unsere Berge würde mich eines Bessern belehrt haben. Sie hat Gott geleitet, und zwar zu einer Zeit, die nur seine Weisheit wählen konnte. Starren Sie mich nicht so ungläubig an, mein junger Freund; es giebt Dinge zwischen Himmel und Erde, von denen sich unsere Philosophie nichts träumen läßt. Als ich in Ihren Jahren stand, auch noch später, war ich ein Skeptiker ... aber das Leben ändert nicht nur die Menschen, es ändert auch die Absichten derselben.

— Herr Förster, Sie spannen mich wahrlich auf die Folter. Als ich gestern Morgen das Wirthshaus bei der Glashütte verließ, schlug ich den ersten besten Weg ein, weil mir jedes Ziel recht war. Ich wollte einige Tage in der wilden Natur schwärmen, wollte den Actenstaub abschütteln und ein freier Mensch in freier Bergesluft sein. Jeder Andere konnte dieselbe Absicht haben, jeder Andere konnte die reizende Josephine sehen, und jeder Andere hätte Ihr gastliches Haus aufsuchen müssen, wenn er es nicht vorgezogen, im Walde zu schlafen.

— Still, Freund! Beantworten Sie aufrichtig meine Fragen.

— Fragen Sie, Herr Förster.

— Ihr Vater, der ebenfals Robert Kühn hieß, war Rechtsanwalt in H.?

— Aber mein Herr ...

— Antworten Sie doch, Herr Kühn! rief ungeduldig der Alte.

— Ja, ja!

— Ihr Vater starb keines natürlichen Todes ...

— Herr Förster, stammelte Robert, wie können Sie das wissen?

— O, ich weiß noch mehr, wenn ich auch seit langen Jahren nicht von dieser Höhe herabgestiegen bin! Ihr Vater ist unter dem Verdachte des Selbstmordes aus dieser Welt geschieden und Ihre Mutter folgte dem Gatten bald, aus Gram über den harten Schlag. Habe ich Recht?

— Vollkommen! Aber so erklären Sie mir doch ...

— Der Rechtsanwalt Kühn war mein Jugendfreund,

mein Studiengenosse; wir lernten uns auf der Universität kennen und schlossen einen Bund, den der Tod zu früh löste. Lebte Ihr Vater noch, ich wäre vielleicht nicht mehr der Förster im „Kreuzkruge." Als ich Sie erblickte, glaubte ich den Freund zu sehen mit seinem offenen, treuherzigen, aber auch zugleich klugen Gesicht. Ihr Paß sagte mir das Uebrige. Durfte ich nun Ihr Leben der Gefahr aussetzen, die ihm durch die Bekanntschaft mit Josephinen bereitet ward? Nein, ich hätte Sie vertheidigt, und wenn es meinen grauen Kopf gekostet. Nicht nur die Freundschaft gebot mir dies, sondern auch ein Plan, den Ihre Ankunft erweckt: Sie sollen das Werk fortsetzen, das Ihr Vater nicht vollendet hat! Mit Geld und Gut kann ich Ihnen freilich nur dann lohnen, wenn das Ziel erreicht ist; erreichen wir es nicht, so haben Sie umsonst gearbeitet ... aber es steht Ihnen doch ein schöner Preis in Aussicht: Sie haben auf Josephinen einen unauslöschlichen Eindruck gemacht, und wenn mich nicht Alles trügt, ist die Erscheinung des lieblichen Mädchens nicht spurlos an Ihnen vorübergegangen. Gestehen Sie es nur, lieber

Robert! Sie erröthen ... doch, es kann ja auch nicht anders sein, denn die wunderholde Josephine ist ein Engel an Geist und Körper.

Es bedurfte einiger Augenblicke, ehe der junge Jurist sich von seinem Staunen erholte.

— Ich will es gestehen, antwortete er dann: um Josephinen, deren Lage ich einigermaßen durchschaut, einen Dienst zu leisten, würde ich viel, sehr viel gewagt haben. Der Schuß hat mich nicht abgeschreckt, und wehe dem Manne, der ihn abgefeuert, wenn er mir in die Hände gefallen wäre! Wer ist der Meuchelmörder? fragte Robert heftig.

— Ich kenne ihn nicht, aber ich vermuthe ihn.

— Jener hagere Mann mit dem düstern Blicke.

— Vielleicht.

Der Förster hatte einen Secretär erschlossen. Aus einem geheimen Fache desselben, das eine verborgene Feder öffnete, nahm er ein Actenstück, das er dem jungen Manne mit den Worten überreichte:

— Diese Blätter sagen Ihnen, was zu wissen nöthig. Die Aufzeichnungen von meiner Hand, eine

Frucht mühseligen Forschens, bin ich erbötig, eidlich zu erhärten. Den Grund, der mich abhielt, früher ernstere Schritte zu thun, werden Sie kennen, wenn Sie diese Blätter gelesen haben. Wir trennen uns für heute, damit meine Elisabeth keinen Verdacht schöpfe.

Eine Viertelstunde später saß Robert Kühn in seinem freundlichen Zimmer am Tische, begierig in dem Actenstücke lesend. Durch das offene Fenster drang die frische Nachtluft ein. Ferne Blitze erleuchteten von Zeit zu Zeit die herrliche Sommernacht und leiser Donner ließ sich hören. Der Leser hatte deß' nicht Acht; der Morgen dämmerte, als er das Actenstück mit dem Ausrufe schloß:

— Wahrlich, das Alles hat die Vorsehung gefügt! Armer Vater, vielleicht ist es mir gegönnt, Deinen Mörder zu ermitteln und den Verdacht zu verscheuchen, der auf deinem Andenken lastet. Ich pflichte dem braven Förster bei: das hat Gott gethan:

III.

Es ist Morgens sieben Uhr, die ganze Natur athmet frisches Leben, neue Wonne. Die Berge glühen im Sonnenschein, in den Thälern verlaufen sich die Wasser, die das Gewitter herabgeschleudert hat. Frisch erglänzt das Grün der Bäume, und die Kräuter richten sich unter dem Strahle der Sonne wieder empor, das nasse Gewand abstreifend, das sie niederdrückt. Die Vögel haben längst ihre Asyle verlassen, sie singen und flattern muthiger in der kühlen Waldesluft.

Auf dem Balkon des Hauses am Thurme stand ein Mann, der starr in das lachende Thal hinabsah. Die Naturschönheiten schienen für ihn keinen Reiz zu

haben, denn sein bleiches Gesicht war ernst, sein Blick düster, sorgenvoll. Er mochte hoch in den fünfzigen stehen; es verrieth dies das spärliche graue Haar, das sorgfältig aus dem Nacken über die kahle Scheitel gekämmt war, und die Furchen, die sich auf der Stirn und auf den Wangen zeigten. Der eckige Schädel und der eingekniffene Mund mit den schmalen, blassen Lippen ließen das Aeußere des Mannes widerwärtig und abstoßend erscheinen. Der Toilette nach — er trug einen eleganten schwarzen Frack, weiße Weste und überaus feine Wäsche — mußte er der Besitzer des Landhauses, oder doch ein Gast in demselben sein. Aber diese Vermuthung widerlegte der Klang einer Glocke, die sich in dem Innern des Hauses hell vernehmen ließ. Kaum hatte der Mann das Zeichen gehört, als er mit der weißen Hand über die Stirne fuhr, unzufrieden seufzte und in den kleinen, aber prachtvollen Saal trat, den die frische Morgenluft durchströmte. Rasch ging er über den spiegelglatten Parketboden und öffnete eine Tapetenthür mit der Vorsicht eines Dieners.

— Albert! rief ihm eine melancholische Stimme entgegen.

— Hier bin ich, Herr Baron!

Die Hände in einandergelegt und das Haupt leicht gesenkt, blieb er neben dem großen Lehnstuhle stehen, in welchem der Baron saß.

Der Baron war ein stattlicher Mann mit einem schönen, aber krankhaft bleichen Gesichte, das von einem krausen, wirren Barte eingerahmt ward. Das dünne blonde Haupthaar war wirr wie der Bart, das Auge trübe und matt. Ein prachtvoller, bequemer Schlafrock hüllte die hageren Glieder des Barons ein, der offenbar krank war. Still vor sich hinblickend, saß er da, als ob er sich der Anwesenheit Albert's nicht mehr erinnerte. Düstere Gedanken mochten ihn beschäftigen, denn seine Lippen zuckten unter dem krausen Barte und seine Brust hob sich wie im Fieber.

Albert wartete mit einer Geduld, die dem treuesten Diener zur Ehre gereicht haben würde: ruhig, regungslos wie eine Statue, blieb er an seinem Platze. Als der Baron plötzlich leise zu murmeln begann, zuckten

die Gesichtsmuskeln Albert's und seine Augen schossen stechende Blicke auf den Kranken; er streckte den Kopf aus, wie ein Mann, der mit ängstlicher Aufmerksamkeit lauscht. Aber der Baron murmelte so leise, daß auch nicht eine Sylbe von seinen Worten zu verstehen war.

Albert biß unwillig die Lippen zusammen. Man hätte sagen können, er wurde vor Zorn noch bleicher als er schon war.

Der Kranke wollte die Hand nach dem Klingelzuge ausstrecken.

— Ich bin hier, gnädiger Herr!

Albert trat ehrerbietig einige Schritte näher. Der Baron sah ihn.

— Doctor, fragte er, wie spät ist es?

— Sieben Uhr Morgens.

— Der Tag hat begonnen! O, die Nacht war endlos! fügte der Baron mit einem Seufzer hinzu. Ich bin ganz abgespannt vom Wachen, meine Augen brennen . . . und doch kann ich nicht schlafen. Das Gewitter war furchtbar!

— Aber der Morgen ist so schön, daß ich einen kurzen Aufenthalt in frischer Luft für räthlich erachte.

— Was wollte ich denn? fragte zerstreut der Kranke, indem er mit der Hand durch das dünne Haar fuhr. Wie traurig, ich habe es vergessen! Lassen Sie mich allein mit meinen Büchern, ich erinnere mich schon wieder . . . Dann rufe ich Sie, Doctor!

— Verzeihung, Herr Baron, wenn ich beharre; Sie bedürfen der stärkenden Luft.

Der Gesichtsausdruck des Kranken änderte sich plötzlich. Seine Augen glüheten im Zorn, indem er fragte:

— Beharren? Sie wissen, daß ich den Widerspruch nicht ertrage! Sie wissen, daß ich unumschränter Herr meines Willens bin. Unbeugsam, wie die Eichen in meinen Forsten, stehe ich inmitten der Menschen, die ich verachte, die ich alle verachte! Nennen Sie meinen Menschenhaß Krankheit? Er ist die Frucht der Erfahrungen, die ich gesammelt . . . Wer die Menschen kennt, wie ich sie kenne, muß sie verachten

und hassen. Vergessen Sie nicht, Albert, daß ich Baron bin! rief er drohend.

— Nein, gnädiger Herr, ich erinnere mich der hohen Stellung, die Ihnen Gott auf Erden angewiesen, so oft ich die Ehre habe, Sie zu sehen; aber ich weiß auch, daß Sie Philosoph sind. Folgern Sie demnach aus der Beharrlichkeit Ihres Arztes, der es herzlich gut mit Ihnen meint, daß er nicht widerspricht, um zu widersprechen, sondern daß er nach seiner Wissenschaft Rathschläge ertheilt, von deren Befolgung Ihre Genesung abhängt.

— Mein Gott, fragte erstaunt der Baron, bin ich denn krank?

— Ihr Körper leidet! Sie haben mich zu sich gerufen, daß ich die körperliche Indisposition, die sich Ihrer bemächtigt, heben soll. Aber wie kann ich wirken, wenn meine Worte nicht Gehör finden? Die Anordnungen des Arztes, gnädiger Herr, müssen dem Patienten Befehle sein, welche die Wissenschaft ertheilt. Denken Sie an das, was ich Ihnen so oft wiederholt: wie einem bösen Menschen muß man einer Krankheit

entgegentreten, man muß sie energisch bekämpfen, ehe sie sich einnistet. Sie sind Baron, ich bin Arzt ... Jeder von uns hat einen Beruf empfangen ... gestatten Sie mir nicht, daß ich in dem meinigen wirke, so bin ich überflüssig, und meine Ehre erfordert, daß ich mich entferne.

Der Baron streckte gutmüthig lächelnd die Hand aus.

— Heilen Sie meinen Körper, Doctor! murmelte er. Doch schon im nächsten Moment fügte er düster hinzu:

— Ich bin schon zu lange krank und unthätig gewesen; beschleunigen Sie den Heilungsproceß ... ehe der Herbst die Blätter von den Bäumen streift, muß ich genesen sein. Der Winter trifft mich in der Residenz. Ich öffne der Aristokratie meine Salons; nicht etwa, weil ich sie sehen, mich mit ihr vergnügen will ... nein, um ihr meinen Glanz, meine Macht zu zeigen, um ihren Neid zu reizen! Doctor, man soll mich beneiden! Das ist die Strafe, die ich über die Menschen verhänge! Der Neid nagt wie ein Po-

lyp am Herzen, bis er es zerstört! Daß ist ein gräßlich peinigender Schmerz, den der Neid erzeugt! Der Neidische lebt nicht, er vegetirt nur ... Keine Freude wird ihm unverkümmert, er zehrt sich selbst auf ... Man hat mich bisher bemitleidet, o, ich weiß es nur zu gut ... ich verschmähe das Mitleiden, ich will beneidet sein! Bin ich nicht reich wie Krösus? Kann ich nicht Alles kaufen, was mir gefällt? Der Mammon ist ein mächtiges Scepter! Warum schwinge ich dieses Scepter nicht?

— Weil Ihre Hand matt ist, warf der Doctor ein.

— Führen Sie mich an die frische Luft, daß ich stark werde! Brauen Sie Tränke und Suppen, ich werde sie genießen. Es giebt Menschen, die meinen Tod wünschen ... Doctor, rief der Baron, indem er er sich aus dem Sessel erhob, kann Ihre Kunst, Ihre Wissenschaft mich gesund machen?

Der Doctor verneigte sich tief.

— Ich glaube es versichern zu dürfen, wenn der gnädige Herr sich allen meinen Anordnungen fügt!

Dann reichte er dem Kranken einen Krückstock.

Die hohe, stattliche Person des Barons brach wieder zusammen; ächzend stützte er sich auf den Stock, als ob er heftige Schmerzen empfände, und reichte den bebenden Arm dem Arzte. Beide traten in den prachtvollen Salon. Der Kranke schlich gebückt bis zu dem Sessel, der an der Thür des Balcons stand. — Ah, rief er leise, als sein Blick das reizende Thal erfaßte und seine schlaffen Züge von der kühlen Morgenluft erfrischt wurden ... das Gewitter hat die Atmosphäre gereinigt: Hier ist es einsam und still, das Gewühl der Welt dringt nicht durch die Berge, die mich wie eine Scheidewand umgeben. Glanzvoll und hehr prangt die Natur im Morgenschmucke. Wie eine jungfräuliche Schöne, die sich ihrer Reize nicht bewußt ist .. Fort mit den Grabesgedanken im Angesicht des blühenden Lebens! Lachendes Thal, strahlender Berg, ich beneide euch! Ihr kümmert euch nicht um die Menschen, Ihr habt kein Herz! Dort unten blinkt der Weiher in seinem grünen Uferkranze; man sagt, das Wasser sei unergründlich tief und kalt wie Eis ... so ist ihr Gemüth! Unergründlich und kalt wie Eis!

Wohl mir, daß sie mich nicht sehen kann, den tiefsinnigen Philosophen, für den man mich hält; sie darf nie erfahren, daß ich leide! Ihr Lächeln ist Spott, ihre Blicke blitzen Hohn . . .

Das Murmeln des Kranken wurde unverständlich, endlich erstarb es. Ein Bild des tiefsten Jammers, inmitten einer herrlichen Natur, umgeben von Comfort und Luxus, saß der Baron in seinem schwellenden Lehnstuhle. Das bleiche Haupt hing tief auf die Brust herab. Die Hände ruhten auf dem feinen Elfenbeinknopfe des Rohrstocks. Eine düstere Apathie hatte sich seiner bemächtigt.

Der Arzt, der ihn scharf beobachtete, stand hinter ihm, ein Büchlein in der Hand haltend, in das er eifrig Notizen eintrug. Wie es schien, schrieb er die Aeußerungen des Patienten nieder. Dann verbarg er das Buch in der Brusttasche seines Fracks.

Eine tiefe Stille herrschte in dem Saale. In den Bäumen, die das Vorhaus umstanden, sangen lustig die Vögel. Bienen und buntschillernde Schmetterlinge umflogen die Blumen, die den Balcon schmückten.

— Doctor! rief plötzlich der Baron.

— Gnädiger Herr?

— Ich will lesen.

— Bestimmen Sie das Buch, daß ich Ihnen bringen soll.

— Schiller's Geisterseher.

Einige Minuten später hatte sich der Baron in die Lectüre vertieft. Er hörte nicht, daß ein Bedienter, welcher in der inneren Thür erschien, leise den Arzt rief. In dem Vorzimmer fragte flüsternd der Doctor:

— Was giebt es, Franz?

Franz, ein Mann von vielleicht vierzig Jahren mit einem feinen, weißen Gesichte, das ein kurzer schwarzer Backenbart schmückte, flüsterte zurück:

— Der Graf kommt.

— Haben Sie ihn gesehen?

— Durch das Fernrohr, als er über die Lichtung der Tannenhöhe ritt.

— Sie irren doch nicht?

— Sicherlich nicht. Der gnädige Herr reitet den

großen Rappen und Veit, der Reitknecht, begleitet ihn. O, ich unterscheide die Gestalten unter einem ganzen Heere von Reitern. Sie können sich selbst überzeugen, wenn Sie einige Minuten beobachten. Der Graf muß gleich an dem Ufer des Weihers sichtbar werden. Der Weg von der Höhe bis zu dem Ufer ist nur kurz.

— Bleiben Sie bis zu meiner Rückkehr in dem Saale.

Der Arzt öffnete eine Tapetenthür und stieg die Treppe hinan, die zu dem obersten Gemache des Thurmes führte. An dem offenen Fenster war ein großes Fernrohr angebracht. Der Doctor beobachtete einige Minuten.

— Franz hat recht gesehen! flüsterte er. Jetzt erscheint der Graf, jetzt Veit. Beide traben lustig das Ufer entlang. In einer Viertelstunde können sie hier sein.

Er ging zurück, rief den Bedienten in das Vorzimmer und befahl ihm, dem Grafen entgegenzugehen. Die Pferde sollten vorsichtig in dem Stalle untergebracht werden, der unter Bäumen versteckt in der Nähe

des Hauses lag. Mit den Worten „das Uebrige wissen Sie!" trennte sich der Arzt von dem Bedienten. Der Baron las ruhig weiter. Von Zeit zu Zeit hörte man ihn einen tiefen Seufzer ausstoßen, als ob er heftige Schmerzen empfände. Dann stützte er einige Augenblicke das Haupt, trocknete die Stirn und las weiter. Der Arzt durchmaß unruhig den Saal; der Besuch, der in Aussicht stand, mochte für ihn von Wichtigkeit sein. Oft unterbrach er seinen Gang, um den Leser zu beobachten. Dann erkannte man an dem stechenden Blicke und an der eisigen Ruhe in den Zügen des Arztes, daß seine Theilnahme an dem Geschicke des Kranken nur eine erkünstelte gewesen.

In dem Erdgeschosse des Hauses hörte man Thüren öffnen und schließen.

— Doctor! rief der Baron.

— Gnädiger Herr? fragte unterthänig der Gerufene.

— Die Morgenluft ist zu frisch, mich friert ... geleiten Sie mich in mein Zimmer zurück.

— Vielleicht stellt sich der Schlaf ein. Ich bitte, reichen Sie mir den Arm.

Der Kranke befand sich wieder in dem Gemache, das dem Arbeitszimmer eines Gelehrten glich. Er warf sich in den Stuhl und schloß die vom Lesen angestrengten Augen. Der Doctor entfernte sich; er wußte, daß sein Patient oft länger als eine Stunde im Zustande des stillen Hinbrütens verblieb. Dies Mal aber hatte er sich geirrt. Schon nach zehn Minuten fuhr der Kranke auf.

— Hinweg mit dem Schlafe! rief er. Der Bruder des Todes, wie ihn die Poeten nennen, er schafft zu traurige Bilder. Bin ich denn ein Verbrecher, der vor seinem Gewissen zittert? Nein, ich habe wissentlich nie Böses gethan! Aber ich will vergessen, vergessen! Der Doctor hat Recht, Zerstreuung ist mir nöthig, ich darf nicht denken, nicht grübeln. Die Freuden der Jagd sollen mich zerstreuen.

Sein Blick fiel auf ein Pistol, das zwischen den Büchern lag. Er ergriff die fein gearbeitete zierliche Waffe, die er mit unheimlichem Lächeln betrachtete.

— Eine That, rasch wie der Gedanke, und ich wäre der Qual ledig, die mein Leben vergällt. Aber ich darf nicht sterben, ich muß meine Rolle zu Ende spielen. Das Pistol liegt geladen zwischen meinen Büchern . . . vielleicht glaubt man nicht an meine Krankheit, oder, was noch schlimmer wäre, man hofft, daß ich mir den Schädel zerschmettere. Die Versuchung dazu ist da, aber ich widerstehe ihr. Es giebt noch lichte Momente in meinem Leben, die mir einen hellen Blick in die Vergangenheit und ein klares ruhiges Schauen in die Zukunft gestatten. Jene, die mich umgeben, dürfen es nicht wissen, sie müssen mich für krank, dem Tode nahe halten. Mein Körper leidet, mein Gemüth leidet; aber der Geist nicht! Dieser Arzt ist ein Schurke, er steht im Dienste des Grafen. Wo bleibt Deine Wissenschaft, Elender, dem Scharfsinne eines mißtrauischen Mannes gegenüber? Du nennst Dich einen Psychologen; Du bist ein Stümper. So will ich denn auf die Jagd gehen, will mir nach Vorschrift Zerstreuung bereiten.

Er trat an das Fenster und öffnete einen Flügel.

Still weidete er sich einige Minuten an den starren Felsgruppen, die in bizarren Umrissen den Horizont begrenzten. Dann begann er zu spähen. In einer der Tannen, die in den nächsten Felsvorsprüngen wurzelten, hüpfte ein Eichhörnchen von Zweig zu Zweig. Der Baron legte an . . . seine Hand zitterte nicht mehr; er zielte, der Schuß krachte . . . das flinke Thier fiel in die Schlucht, an dessen Rande die Tanne stand. So konnte nur ein Meister schießen.

— Ich bin zufrieden! murmelte der Schütze. Die Hand, die vier Mal das Ziel nicht verfehlt, wird wahrlich nicht vom Zufall geleitet. Noch bin ich der Kunst gewiß, die mir bald einen wichtigen Dienst leisten soll. Die unentbehrlichste Tugend für den politischen Menschen ist die Verstellung, man muß sie anwenden in allen großen Interessen des Lebens. Und ich ringe nach dem Höchsten, nach dem Heiligsten, für das eine Menschenbrust glühen kann. Der kranke Philosoph kehrt nun zu seinen Büchern zurück.

In diesem Augenblicke ließen sich Stimmen in dem Salon vernehmen. Der Baron stützte sich mit

der Hand auf den Schreibtisch und lauschte. Als ob ein Dolchstich sein Herz träfe, zuckte er zusammen. Er mußte eine der Stimmen erkannt haben. Lauernd wie ein Tieger beobachtete er die Thür, die rasch geöffnet ward. Ein Mann, den Hut auf dem Kopfe, trat zwanglos ein.

— Guten Morgen, Vetter! rief er mit starker rauher Baßstimme, indem er dem ihm folgenden Arzte, der ihn zurückzuhalten suchte, die Thür vor der Nase schloß.

— Herr Graf, sagte zitternd der Baron, Sie kommen zu einem Kranken. Der Arzt im Vorzimmer wird Ihnen gesagt haben . . .

— Der Arzt ist ein unverschämter Patron, dem ich den Hals brechen werde!

— Sie vergessen, daß Sie in meinem Landhause sind. Vor Gästen, die meine Ruhe stören, muß ich mich sichern.

Der Kranke wollte nach dem Klingelzuge greifen.

— Halt! rief der Graf, einen seiner Handschuhe fester ziehend. In Ihrem Interesse rathe ich, daß Sie

das, was ich Ihnen zu sagen habe, ohne Zeugen vernehmen. Antoinette sendet mich!

Die Hand des Barons erreichte den Glockenzug nicht.

— Antoinette! murmelte er, tief bewegt.

— Sie sendet mich. Soll ich gehen? Soll ich den Arzt rufen? Baron, Sie dürfen sich den Verhandlungen nicht entziehen, die ich mit Ihnen pflegen muß, oder ich sende Ihnen meinen Advokaten. Es hat Mühe gekostet, Ihren Aufenthalt zu ermitteln. Wahrlich, wer nicht eine Spürnase hat wie ein Wolfshund, findet Ihre Fährte nicht. Sie wohnen wie ein Raubritter, der sich den Augen der Welt entziehen will, um ungestört seine Beute zu verzehren.

Der Baron schlich zu seinem Stuhle; er schien außer Stande zu sein, sich aufrecht zu erhalten. Der Graf zog einen Sessel heran, warf den Hut bei Seite und ließ sich nieder. Man mußte es wissen, daß dieser Mann ein Graf war, um es zu glauben. Nicht nur sein rohes Benehmen, sondern auch sein Aeußeres berechtigte den Beobachter zu der Annahme, er

habe einen reichen Viehhändler vor sich. Der Kopf, die Schultern, die großen Hände, die kurzen und plumpen Beine waren gemein. Und gemein wie der Körper war sein Benehmen. Sein hellgraues Auge unter borstigen Brauen verrieth zwar wenig Intelligenz, aber eine widerwärtige Verschlagenheit, mit der er zu imponiren suchte. Seine schmalen Lippen waren bläulich und aufgesprungen. Die Nase war nicht nur stumpf, sondern auch aufgestülpt. Das knochige Gesicht konnte man mit vollem Rechte ein Muster von Häßlichkeit nennen.

Beide Männer saßen einander gegenüber.

— Baron, wir haben uns lange nicht gesehen! begann der Graf in der ihm eigenen rauhen Weise. Sie haben es meisterlich verstanden, sich den Blicken Ihrer Familie zu entziehen. Ueberall, wo ich nach Ihnen gefragt, erhielt ich die Antwort: der arme Baron ist verschwunden. Ein gewisser Rechtsanwalt gab mir sogar nicht undeutlich zu verstehen, Sie befänden sich in einem Irrenhause.

— Ah, der brave Mann! rief unheimlich lachend der Baron. Bin ich denn wahnsinnig?

— Vielleicht hat er dieses alte Kastell gemeint, das mit dem bezeichneten Hause einige Aehnlichkeit hat. Vetter, Sie führen wirklich ein Leben, das auf eine Geisteszerrüttung schließen läßt. Zehn oder zwölf Jahre durchstreifen Sie die Welt . . . Sie sind auch wohl in Amerika gewesen, um die Sclavenfrage an Ort und Stelle zu studiren . . . dann kommen Sie zurück und vergraben sich in den wildesten Theil dieses Gebirges, als ob Sie menschenscheu geworden wären. Und Ihre Frau, Ihre Antoinette . . .

Der Graf schwieg, um die Wirkung seiner Worte zu beobachten.

— Antoinette! murmelte leise der Baron.

Sein ganzer Körper zitterte wie im Fieber.

— Sie haben, Herr Vetter, Ihre Gattin verlassen! fuhr der Graf nach einer Pause fort. Sie haben Ihr Kind vergessen, statt väterlich für dasselbe zu sorgen . . .

Der Baron, leichenblaß, erhob sich.

— Und daran erinnern Sie mich? rief er mit starker Stimme. Sie, der Graf Friedrich von Harding?

— Ruhig, Vetter, ruhig! entgegnete der Graf, indem er gebieterisch seine rechte Hand ausstreckte. So verhandelt man nicht mit dem Manne, dem Sie Ihr Leben verdanken, Ihr Leben und Ihr Vermögen. Was wären Sie ohne mich? Vielleicht heute noch ein armer Infanterie-Lieutenant. Doch genug . . . Ich bin nicht gekommen, um Ihnen meine Verdienste um Ihre Person aufzuzählen, sondern um Antoinettes Verhältniß zu ordnen. Und ich, Ihr nächster Verwandter, habe das Recht dazu. Unsere Mütter waren Schwestern.

Der Kranke hatte den Grafen mit unheimlichen Blicken angestarrt. Eine Fluth schrecklicher Gedanken mußte in ihm aufsteigen, denn alle Muskeln seines Gesichts zuckten, seine bleichen Lippen bebten, seine Kniee wankten.

— Graf, stammelte er, in den Sessel zurücksinkend, Sie sprechen also im Namen Antoinette's?

— Ja!

— Und sie sendet Sie?

— Wie ich Ihnen bereits gesagt.

— Fassen Sie sich kurz; ich will Sie anhören.

— Vetter, Sie haben ein schwaches Gedächtniß . . . erlauben Sie mir, daß ich ihm zu Hülfe komme.

Das wehmüthige Lächeln, das in diesem Augenblicke eine Beimischung von Ironie hatte, zeigte sich wieder in den bleichen Zügen des Barons. Er schien seine Zustimmung damit andeuten zu wollen.

Der Graf kreuzte die Beine und legte sich mit beiden Armen auf die Lehne seines Stuhls. Dann begann er ruhig:

— Antoniette, Baronesse von Echtern, war die Zierde des Adels unserer Landschaft. Es konnte sich kein Fräulein an Schönheit mit ihr messen. Aber sie war nicht nur reizend schön, sondern auch enorm reich. Das Vermögen stammte nicht von ihrem Vater, dem Baron von Echtern, einem lächerlichen Sonderlinge, sondern von einem Grafen Harding-Neuberg, dem Pa-

then Antoniette's. Die wunderliche Testamentsclausel des alten Herrn, eines Junggesellen, lautete: mein ganzes Vermögen fällt dem Manne zu, den sich Antoniette bis zum erste Januar 18 . . wählt. Hat die junge Dame bis dahin keine Wahl getroffen, ist die letzte Stunde des alten Jahres verflossen, so fällt mein Vermögen dem Grafen Friedrich von Harding zu, also mir. Dieses Testament, das kein Geheimniß blieb, machte seiner Zeit großes Aufsehen. Warum, fragte man sich, hat der alte Herr ein solches Mittel gewählt, die schöne Baronesse unter die Haube zu bringen? Ist es nöthig, der Schönheit und Jugend den Reiz des Reichthums beizufügen? Das Ding muß eine eigene Bewandtniß haben, meinten die Leute. Und sie hatten Recht. Antoniette würde sich, ohne diese Provocation dazu, vieleicht nie verheirathet haben. Nach dem Bekanntwerden des Testaments stellten sich der Freier manche ein. Es wurden von Basen, Tanten, Müttern und Vettern verschiedene Anknüpfungen versucht, die leider von der Begehrten zurückgewiesen wurden, obgleich sich unter den Heirathscandidaten Leute von Distinction

befanden. Antoinette muß eine heimliche Liebe im Herzen tragen, riefen die Vettern. Dies kann der Grund nicht sein, antworteten die Basen, denn Antoinette könnte ja nur den Mann ihres Herzens nennen und ihn heirathen, da das Testament ihre Wahl nicht beschränkt, und die Eltern, die arm sind, ihr völlig freie Hand lassen. Warum lächelte sie über die Bewerbungen des Herrn von P., eines der schönsten und geachtetsten Cavaliere des Landes? Warum bespöttelte sie das Duell, das ihretwegen zwischen zwei Offizieren stattgefunden? — Warum sagte sie dem Freiherrn von H., sie bedauere, daß das unglückselige Testament sie zu einer berühmten Person mache? Man bemühte sich vergebens, das Räthselhafte dieses Benehmens zu entdecken. Antoinette lebte ruhig bei ihrem Vater, welcher Tag für Tag die entsetzlichsten Kämpfe mit seinen Gläubigern zu bestehen hatte, um den Verkauf seines kleinen Gutes zu verhindern. Es ist selbst bekannt, daß der Baron von Echtern mit Wucherjuden im engsten Verkehre stand und oft seine Gold- und Silbersachen gegen geringe Summen, deren er dringend bedurfte, verpfändete.

Ich selbst habe den alten Herrn oft in einer Stimmung gesehen, die an Verzweiflung grenzte. Aber Antoinette blieb kalt; sie achtete des Grams ihrer Eltern nicht, die mit einer wahren Affenliebe an der schönen Tochter hingen; sie putzte sich, machte im Sommer Badereisen und besuchte im Winter Concerte, Bälle und Theater. Die Kreise, in denen sie sich bewegte, waren gespannt auf den Termin, den der Graf von Harding-Neuberg seiner Pathe gesetzt hatte. Ich, der dabei Betheiligte, blieb gleichgiltig, wie die Welt es weiß, obgleich auch ich von der reichen Erbin zurückgewiesen, ja sogar von ihr gehaßt wurde. So kam der Sylvesterabend heran, der entscheiden mußte. Der Baron von Echtern gab, wie er seit Jahren pflegte, ein kleines Fest. Man wußte, daß er zur Bestreitung der Kosten eine Summe auf Wechsel von einem Juden geliehen hatte. Auch ich befand mich unter den geladenen Gästen. Die Spannung auf die Dinge, die da kommen sollten, war groß und allgemein. Es kannte ja ein Jeder die Bedeutung der letzten Stunde des Jahres für die Familie von Echtern. Man glaubte

an eine Ueberraschung. Es schlug elf. Die Gesellschaft, die getanzt hatte, ging zu Tische. Ich saß neben Antoinette, die bis dahin heiter und unbefangen gewesen. Ihre reizenden Züge verriethen je deutlicher eine peinliche Unruhe, je näher das alte Jahr seinem Ende rückte. Der Vater der schönen Tochter suchte sich durch Wein zu erheitern. Er trank oft und viel. Sein Gesicht glühte, seine Augen funkelten. Die Baronesse, eine ruhige taktvolle Dame, empfing von Zeit zu Zeit die leise Meldung eines alten Bedienten, der still den Saal verließ und eben so still eintrat. Die Freude hatte an jenem Abende Schwingen von Blei, sie konnte sich nicht entfalten. Man brachte Toaste mit beklommener Stimme. Es schlug drei Viertel auf zwölf. Noch eine Viertelstunde, und das Schicksal des armen Barons, dem die Gläubiger bis zum ersten Januar Frist gegeben, war entschieden. Es handelte sich um ein Vermögen von zwei Millionen oder um Schuldgefängniß und Bettelstab. Ein jüdischer Banquier, ein wegen seiner Unbeugsamkeit bekannter Mann, hatte bereits den Verhaftsbefehl erwirkt.

Es fehlten noch zehn Minuten an der Mitternachtsstunde. Antoinette war bleich geworden wie eine Lilie. Der Vater trank wie ein Verzweifelnder Glas um Glas. Die Mutter zitterte, sie konnte kaum ihre Thränen zurückhalten.

— Und Sie, Sie, Herr Graf? fragte jetzt der Baron, der düster schweigend zugehört hatte.

— In mir stand der Entschluß fest, Antoinetten die Hand zu bieten, wenn ich der Erbe des großen Vermögens werden sollte, das ihr durch ihre Unschlüssigkeit entzogen wurde. Die Lage des alten Barons ging mir tief zu Herzen.

Der Kranke fuhr plötzlich auf:

— Doch weiter, Herr Graf, weiter ... es ist zehn Minuten vor Mitternacht.

Seine Gestalt zitterte wie seine Stimme ... sein ganzes Wesen war in Aufruhr. Er starrte den Erzähler an, der ruhig, mit einem Anfluge von Ironie, fortfuhr:

— Ja, es ist zehn Minuten vor Mitternacht.

Die Champagnerflaschen zur Begrüßung des neuen Jahres standen bereit.

Und Antoinette?

Sie zerpflückte die rothe Camelie, die in einer goldenen Agraffe auf dem Kleide von weißem Atlas den jungfräulichen Busen schmückte. O, sie war unendlich schön in dieser Verfassung! Ich hätte ihr zu Füßen sinken und durch ein Geständniß die Angst verscheuchen mögen, die das himmlische Wesen peinigte.

Der Baron hatte krampfhaft die Lehnen seines Sessels erfaßt ... er kämpfte mühsam eine gewaltige Aufregung nieder.

Graf Harding bemerkte mit einer unverkennbaren Genugthuung den Gemüthszustand des Kranken.

— Wiederum waren einige Minuten verflossen, erzählte er weiter. Da ward geräuschvoll und hastig die Thür des Saales geöffnet und zwei Männer in Reisekleidern traten ein. Der Eine war, ich erkannte ihn, der Rechtsanwalt des Barons; der Andere, den ich nie gesehen, stand, in einen großen Pelz gehüllt, neben ihm. Ohne zu grüßen, denn dazu war nicht

Zeit mehr, zog der Rechtsanwalt ein Actenstück hervor, verkündete mit lauter Stimme die Verlobung Antoinette's mit dem Baron Albert von Waldenberg und forderte die Betheiligten auf, den Heirathscontract zu unterzeichnen. Er legte der Braut den Contract vor. Nach ihr ergriff der junge Mann, der den Advocaten begleitet hatte, die Feder. In dem Augenblicke, als die Unterschrift vollzogen war, schlug es zwölf Uhr. Der Baron umarmte seinen Rechtsanwalt, und dieser brachte ein Hoch auf die Verlobten. Die Gäste stimmten jubelnd ein.

— Auch Sie, Herr Graf?

— Natürlich, denn Antoinette war mir viel zu theuer, als daß ich mich über ihr Glück nicht freuen sollte. Ich war arm, ich blieb arm; aber ich schätzte die junge Baronesse, die nun die Verlobte eines Mannes von zwei Millionen geworden. Wer war denn nun der Baron von Waldenberg? Niemand wußte es; auch die Braut mochte ihn zum ersten Male sehen, denn zur Verwunderung Aller starrte sie ihn mit Blicken an, die fast eben so viel Furcht vor dem künftigen Ge-

mal, als vor dem Bankerott des Vaters verriethen. Der Verlobte war keines Wortes mächtig bei dem Anblicke der himmlischen Antoinette, die abwechselnd erröthete und erbleichte, als er ihr die Hand küßte, um überhaupt etwas zu thun. Das war eine seltsame Verlobung! Außer dem Rechtsanwalte, der ihn gebracht, kannte Niemand den Mann, dem zwei Millionen und ein göttergleiches Weib zufielen, wie der Regen aus der Luft. Nun, Vetter, Sie kennen ja jenen Sylvesterabend, ich will von dem Verlaufe desselben nicht weiter sprechen. Am Neujahrstage fand die Trauung in dem Hause des Barons von Echtern statt, und denselben Abend noch reiste das junge Paar nach dem Schlosse Harding, um sich kennen und, wenn möglich, lieben zu lernen. Man sagt, der Gemal habe nur in der ersten Zeit Liebe geheuchelt, später sei ihm die junge Frau gleichgiltig gewesen. Ja, mein Herr, man sagt mehr ... doch, das stille Zusammenleben des seltsamen Paares hat Niemand gesehen, ich will nur ein Factum anführen, das ein scharfes Schlaglicht auf den jungen Gemahl wirft. Kaum befand er sich in dem Besitze des

enormen Vermögens, als er sein Betragen gegen die Eltern der Braut änderte. Er mied den Baron von Echtern, versagte ihm jede Unterstützung und gab ihn sogar der Willkür seiner hartherzigen Gläubiger preis, die ihn jahrelang im Schuldgefängnisse schmachten ließen. Was schließen Sie aus diesem Betragen, Vetter? War es dem Stande des Edelmanns würdig? Die reizende Antoinette war unglücklich, und der Vater, der seinen Schwiegersohn zu dem gemacht, was er geworden, beweinte im Gefängnisse seine unglückliche Tochter. Aber auch Antoinette lebte in ihrem Schlosse wie eine Gefangene. Es durfte sich ihr keine Freundin, keine Verwandte nahen. Das alterthümliche Gebäude, dessen Thüren und Fenster geschlossen, schien ausgestorben zu sein. Die junge Frau genas eines zarten Töchterleins. Der Vater, der die köstliche Gottesgabe hätte segnen sollen, verließ sein Schloß und kehrte anfangs nach Monaten, später nach Jahren erst zurück. Seit seiner letzten Reise hat ihn die unglückliche Antoinette noch nicht gesehen. Und wo trifft man den irrenden Ritter? In einem alten Thurme, den kein Mensch

für bewohnt hält. Baron, die Sachen können, wie sie stehen, nicht bleiben. Der Prozeß, der gegen Sie angestrengt gewesen, ist durch den Tod des Advocaten Kühn . . . Sie haben den braven Mann gekannt! schaltete der Graf mit einem scharfen Seitenblick auf den Kranken ein . . . dieser Prozeß ist also unterbrochen. Man sagt, der Advocat habe sich entleibt. Wir wissen aber, daß er ermordet ward, und daß die Beweismittel, die ihm der alte Echtern gegeben, verschwunden sind. Merken Sie auf, Baron: der Advocat Kühn hat seinem Jugendfreunde, dem alten Baron, in der Neujahrsnacht den Schwiegersohn zugeführt; der Schwiegersohn hielt das Versprechen nicht, die Schulden des Schwiegervaters zu bezahlen: da ward aus dem Ehevermittler der Ankläger . . . auf Grund eines Reverses . . . dieser Revers, der abhanden gekommen, hat sich vorgefunden . . . Antoinette besitzt ihn . . .

Der Kranke zuckte zusammen wie vom Blitz getroffen.

— Antoinette? rief er entsetzt.

— Und sie läßt durch mich anfragen . . .

— Durch Sie, durch Sie, Graf! Wonach läßt Antoinette fragen?

— Ob Sie geneigt sind, die Wirren auf friedlichem Wege zu lösen. Antoinette will frei sein!

— Mein Gott! Mein Gott! hauchte kaum vernehmbar der kranke Baron, indem er sein bleiches Gesicht mit beiden Händen bedeckte. Sie will frei sein!

— Damit die Geschiedene dann ihre Tochter standesgemäß erziehen kann, fordert sie die Hälfte des Vermögens, das Ihnen mit ihrer Hand zugefallen. Weigern Sie sich, so wird nicht allein der Revers an das Licht gezogen werden, man wird auch den Mörder des Advocaten bezeichnen, der mit einem wichtigen Geheimnisse aus der Welt geschieden ist. Dieses Geheimniß betrifft die Art und Weise Ihrer Verheirathung. Vetter, flüsterte der Graf, indem er sich ihm zuneigte, auch die Todten können reden, wenn sich Jemand findet, der sie zu erwecken versteht. Vetter, brennt der Ring nicht an dem Finger Ihrer rechten Hand? Ah, Sie ver-

stehen mich! Und wenn ich Ihnen nun den Namen „Amanda“ nenne . . .

Der Baron stand auf, griff zu dem Pistol und richtete den glänzenden Lauf auf die Brust des Grafen. Dieser streckte ruhig die Hand aus und rief lächelnd:

— Sie hätten das arme Eichhörnchen nicht schießen sollen, vielleicht würden Sie mich jetzt getroffen haben! Doch, ich habe Zeit, lassen Sie von Neuem laden, und wir werden sehen . . .

Der Graf wollte die Klingelschnur ergreifen.

Der Baron vertrat ihm den Weg.

— Nein, rief er, ich darf nicht übereilt handeln. Wer sollte Antoinette meine Antwort überbringen, wenn nicht Sie, Herr Graf? Ich bin der Erbe von Harding und werde es bleiben. Wie die gierigen Hände sich nach dem Mammon ausstrecken, der mich nicht einmal glücklich macht! Aber ich will ihn behalten diesen Mammon, weil ich muß! Der Tod des Advocaten berührt mich nicht, fügte er düster hinzu. O, ich gäbe viel darum, wenn der Mann noch lebte! Die

Hälfte meines Vermögens würde ich mit Freuden opfern, wenn das Grab seine Beute zurückgäbe, nur auf Minuten, nur auf Augenblicke. In die Scheidung von meiner Gattin willige ich nie! rief er in schmerzlicher Bewegung. Und doch! Und doch!

Er lehnte sich auf die Brüstung des Fensters, als ob er der frischen Luft bedürfte, um nicht zu ersticken. Mit der Hand wühlte er convulsivisch auf der Brust. Seine Gestalt krümmte sich wie von heftigen Schmerzen gemartert. Die Blässe des Gesichts verwandelte sich in eine Bleifarbe.

Plötzlich wandte er sich zurück. Der innere Kampf schien seine Kraft erschöpft zu haben.

— Antoinette, murmelte er mit matter Stimme, kennt die Bedingungen, unter denen ich ihren Wunsch zu erfüllen bereit bin. Sie wird frei sein, sobald ich ...

Er schwankte zu dem Stuhle, in den er niedersank.

— Fahren Sie fort! rief der Graf. Was hat Antoinette zu thun?

— Sie weiß es! Sie weiß es!

— Setzen Sie mich in den Stand, die Unglückliche daran zu erinnern!

— Ist sie denn wirklich ungkücklich? fragte Baron Waldenberg mit unbeschreiblicher Bitterkeit. Drückt sie denn die Last, meinen Namen zu tragen, so schwer? Ach, Antoinette, hätte man mir nie gesagt, daß Du lebtest . . . hätte ich nie auf die Worte des Mannes gehört . . . der alte Baron Echtern hat mich betrogen . . . und Dich, Du bleiche, schöne Frau, hat er verrathen, hat Dich seinen Verhältnissen geopfert.

Er verblieb lange in düsterm Schweigen.

Der Graf, der gierig den leise gemurmelten Worten gelauscht, beobachtete stechenden Blicks den kranken Mann. Er wollte mehr von ihm hören. Dieser aber schwieg, er schien sich seiner Umgebnug nicht mehr bewußt zu sein. Ein Bild des Jammers saß er da, das Jeden, der ihn beobachtet hätte, gerührt haben würde . . . der Graf biß ärgerlich die Lippen zusammen, das Schweigen des armen Mannes erfüllte ihn mit Groll.

Er verließ endlich seinen Platz. Ueber den Kranken geneigt, fragte er leise:

— Vetter, haben Sie einen Entschluß gefaßt?

Waldenberg schlug langsam sein großes Auge auf.

— Nein!

— Was soll ich Ihrer Frau sagen?

— Meiner Frau! Meiner Frau! O, ich bin sehr unglücklich! Grüßen Sie Antoinette . . . auch meine Tochter! Nun gehen Sie, stören Sie meine Ruhe nicht! Ich muß arbeiten, philosophiren. Das Leben kommt mir schwer an. Aber bald werde ich sterben, bald wird Antoinette Witwe sein. Gedulden Sie sich nur noch ein Jahr, Vetter! Die Zeit vergeht rasch und Antoniette ist ja jung.

Waldenberg schien eingeschlafen zu sein. Der Kopf hatte sich zurückgelegt, die Augen waren geschlossen.

Der Graf öffnete leise die Thür und rief den Arzt.

Albert trat vorsichtig ein. Beide Männer standen auf der Schwelle der offenen Thür.

— Er schläft, flüsterte der Doctor.

— So scheint es.

— Dieser Zustand völliger Ermattung tritt nach jeder Aufregung ein, die der Kranke sich selbst bereitet, oder die durch äußere Veranlassung erzeugt wird.

Der Graf zog den Arzt in den Salon.

— Sollte er wirklich krank sein? fragte er hier.

— Ich zweifle nicht daran.

— Aber er hat lichte Momente, in denen er so verständig spricht, so planmäßig verfährt, daß ich eine Geistesstörung bezweifeln möchte.

— Der Zustand ist ein eigenthümlicher, ein selten vorkommender. Wir Aerzte nennen die Krankheit fixen Wahnsinn, das heißt einen solchen, der sich nur auf eine falsche Vorstellung und Das, was damit zusammenhängt, beschränkt. Richtiges Urtheil, sogar Verstandesschärfe schließt dieser Wahnsinn nicht aus. Des Barons fixe Idee ist die, daß er sich einbildet, er stelle sich wahnsinnig, um uns zu täuschen. Ich habe ihn

genau beobachtet. Es ist schwer seine Unzurechnungsfähigkeit darzuthun. Die Verwaltung seiner Güter betreibt er musterhaft. Mit Fremden verkehrt er als der geistreiche, gewandte Weltmann, und drückte ihn nicht das körperliche Leiden, das übrigens bald gehoben sein wird ...

— Doctor, unterbrach ihn der Graf, was berechtigt Sie zu dieser Annahme?

— Es liegt System in dem Wahnsinne. Ich erkenne deutlich Wirkungen und Ursache. Trotzdem aber ist es mir nicht gelungen, die Beweggründe zu erforschen, die den Kranken bei den Handlungen der Baronesse gegenüber leiten. Ihr Erscheinen hat die gehoffte Wirkung also nicht hervorgebracht?

— Nein!

— An Selbstmord denkt unser Mann nicht, obgleich er oft versichert, das Leben sei ihm eine Last.

— Wo ist Josephine? Wo ist Klaudi?

— Ueber diesen Punkt möchte ich mit Ihnen sprechen, Herr Graf. Wir haben Zeit, der Kranke wird sich ruhig verhalten.

Franz mußte in dem Salon bleiben. Die beiden Männer zogen sich in ein Cabinet zurück, das in dem, dem Thurme gegenüberliegenden Giebel sich befand. Dieses Cabinet war, wie alle Räume des Hauses, elegant und bequem eingerichtet. Die Fenster boten einen Blick über den reizenden Garten, dessen Beete und Strauchgruppen den Abhang des Hügels bedeckten. Rechts sah man eine Felswand, links das Thal mit dem Weiher, und an der äußersten Grenze des Gartens einen majestätischen Eichenwald, der von einem Zuge kahler Berge überragt ward.

Der Arzt und der Graf saßen vertraulich auf der Ottomane.

— Ich berichte Ihnen kurz, begann der Arzt, was sich in den letzten Wochen hier ereignet hat. Unseren brieflich gepflogenen Verhandlungen gemäß veranlaßte ich Klaudi, mit seiner Pflegebefohlenen den Sommer hier zu verbringen. Beide kamen an und bezogen das Erdgeschoß, das der Baron nie betritt. Ich sah Josephine seit langer Zeit wieder . . . sie ist ein wunderbar schönes Mädchen, ein Engel geworden, das

der Mutter auf ein Haar gleicht, als diese neunzehn Jahre zählte. Klaudi versichert, daß er seine Schülerin sorgfältig vor den Augen der Männer wahren müsse, denn sie hinterlasse, wo sie sich gezeigt, einen Eindruck, der kaum zu beschreiben sei. Ich finde das erklärlich, auch mir ist nie ein weibliches Gebild vorgekommen, das sich Josephinen zur Seite stellen ließe. Um die wunderbare Aehnlichkeit mit der Mutter vollständig erscheinen zu lassen, weht durch das ganze Wesen Josephinen's derselbe schwermüthige schwärmerische Zug, der Antoinetten eigen ist. Sie ist eine anmuthige, 'poetische Schönheit, die nicht blendet, sondern zum tiefsten Herzen spricht. Josephine war mit dem Aufenthalte in dem stillen Waldhause nicht nur zufrieden, sie war davon entzückt. Stundenlang saß sie träumend im Moose am Felsen, wand Kränze, mit denen sie ihr schönes Haupt, einem Kinde gleich, schmückte, oder machte Spaziergänge, die sie oft bis an den Weiher ausdehnte. Die Bergluft that ihr wohl: ihre zarten Wangen erhielten Colorit und ihre Schwermuth, ich will ihr stilles Wesen so nennen, verringerte sich

mit jedem Tage. Ein gezähmter Damhirsch, den Klaudi eingefangen und später von dem alten Förster im „Kreuzkruge" kaufte, gewährte ihr große Freude. Die Anwesenheit des Barons in diesem Zimmer wußte sie, sie hat aber nie erfahren, daß der Kranke, der nie sein Zimmer verläßt, ihr Vater sei. Josephine hat den Baron, dieser aber sie nicht gesehen. Wir haben ihr vorgespiegelt, der kranke Herr suche Heilung in der kräftigen Bergluft.

— Aber wo ist Josephine? fragte ungeduldig der Graf.

— Gestatten Sie mir, daß ich den Verlauf der Dinge erzähle. Wir hatten unsere Vorkehrungen gut getroffen. Der Baron ahnte nicht, daß Klaudi und Josephine seine Hausgenossen seien. Er las, schrieb, schlief und schoß aus dem Fenster. Wir erwarteten Sie, um das Experiment vorzunehmen, das ich Ihnen zur raschen Erreichung unseres Ziels angerathen. O, wären Sie doch einige Tage früher gekommen!

— Weiter! Weiter!

— Klaudi zeigte sich als den starren, verschlosse-

nen Mann, der er stets gewesen; er behandelt Josephinen, die ihn Großvater nennt, mit der Strenge, die wir an ihm kennen. Während er jagend die Umgegend durchstreifte, machte Josephine mit ihrem Hirsche Spaziergänge. Ich gab dem Alten zu bedenken, daß es gefährlich sei, die junge Dame stundenlang ohne Aufsicht zu lassen; er aber entgegnete mir kal‹t› Fürchten Sie nichts, ich stehe ein für Josephinen, die meine Befehle pünktlich erfüllt. Trotzdem nun der Alte unserm Plane gemäß gehandelt, so kann ich mich doch eines Argwohns nicht erwehren, der durch die Ereignisse der letzten Tage neue Nahrung erhalten hat. Josephine kam gegen Abend sehr erregt von einem Spaziergange zurück. Ich beobachtete sie, während sie erschöpft im Salon des Erdgeschosses saß. Sie liebkos'te ihren Hirsch und weinte. Zum ersten Male sah ich Thränen in ihren schönen Augen. Woher kam die starke Erregung? Es mußte ein Ereigniß stattgefunden haben. Aber in der einsamen Waldgegend, die außer dem alten Förster Henoch, der von Zeit zu Zeit vorbeistreift, kein Mensch betritt ... ich



wiederhole es, Herr Graf, mein Verdacht erwachte. War er auch noch unbestimmt, ich konnte ihn nicht unterdrücken. In der Abenddämmerung kam Klaudi zurück. Nachdem er den Salon betreten hatte, schlich ich mich an ein offenes, von Weinblättern umgebenes Fenster, um zu lauschen. Konnte ich auch die beiden Personen nicht sehen, so konnte ich doch hören, was sie sprachen.

„— Josephine, murmelte im strengen Tone der Alte, nenne mir den Grund Deiner Thränen!

Sie antwortete nach einer Pause:

„— Ach, wüßte ich ihn selbst, Großvater!

„— Du weißt ihn nicht?

„— Nein!

„— Josephine, Du willst mich täuschen! Bekenne, wenn Du strenge Maßregeln vermeiden willst!

„— Immer noch diesen Zwang! rief auffahrend das junge Mädchen. Bin ich ein Kind? Bin ich eine Sclavin?

„— Ah, Dein Trotz regt sich wieder! Josephine, ich erinnere Dich an Deine Pflicht, ich erinnere Dich

daran, daß Du ohne mich ein armes verwaistes Mädchen wärest . . . o, wie traurig, daß ich davon sprechen muß!

„— Großvater, bat Josephine, geben Sie mir wenigstens so viel Freiheit, daß ich nach Belieben weinen und lachen kann. Bedenken Sie, wie freudlos meine Jugend verfließt . . . warum trennen Sie mich von den Menschen? Warum soll ich des Umgangs entbehren, nach dem sich mein Herz sehnt? Was habe ich verbrochen, daß man mich zur Einsamkeit verdammt?

„— Du hast, rief bestimmt der Alte, einen jungen Mann gesprochen!

„— Ich leugne es nicht. Der Reisende hatte sich verirrt, ich habe ihm den rechten Weg gezeigt.

„— Nichts weiter?

„— Nein, Großvater.

„— Du kennst den Mann!

„— Ich kenne ihn nicht, versicherte das junge Mädchen.

„— Er ist derselbe, der Dir in W. nachstellte.

„— So glauben Sie mir doch, Großvater!

„— Josephine, denke an Deine arme Mutter, denke an Deine Zukunft! Und sieh, wie meine ich es so herzlich gut mit Dir, ich opfere mein Leben Deinem Glücke, ich habe kein anderes Ziel, als . . .

Klaudi, der strenge, fühllose Alte, ward so bewegt, daß ihm die Stimme versagte. Von dem nun folgenden Geflüster konnte ich nichts verstehen. Am folgenden Morgen, es war noch früh, ging Josephine nach der Felswand. Klaudi folgte ihr. Schon nach kurzer Zeit brachte er sie, die er an der Hand führte, zurück. Der Alte ließ mich rufen. Er kündigte mir an, daß er sofort das Haus und das Thal verlassen müsse.

„— Warum? fragte ich erstaunt.

„— Unserer Josephine droht Gefahr, war die Antwort. Ein junger Mann verfolgt sie. Wir werden, wenn wir nicht vorbeugen, eines Morgens das Nest leer finden.

Ich gab zu bedenken, daß Ihre Ankunft bevorstehe. Klaudi wandte dagegen ein, daß die Sicherheit der ihm anvertrauten Josephine über Alles gehe und daß

ein längeres Bleiben sich mit seiner Pflicht nicht vereinbare. Während ich seinen Vorsatz schwanken zu machen suchte, krachte ein Schuß nach der Seite der Felswand hin. Kein Anderer als der Baron konnte geschossen haben, das wußte Josephine; aber sie zitterte heftig und stieß einen Schreckensschrei aus.

„— Sie sehen, sagte der Alte, daß ich reisen muß.

„— Wohin?

„— Sie empfangen Nachricht durch einen Brief, den Sie binnen vierzehn Tagen erhalten haben werden.

Gegen Mittag waren der Baron, Franz und ich die einzigen Bewohner des Hauses. Ich weiß nicht, was ich von dem sonderbaren Benehmen des Alten denken soll, der offenbar nur auf einen Vorwand zu seiner Entfernung gewartet hat.

— Sie haben Recht! rief der Graf. Die Geschichte ist verdächtig. Aber lassen Sie den grämlichen Alten nur ziehen, wir besitzen Mittel, ihn gefügig zu machen, wie ein Lamm. Für uns handelt es sich nur darum, die Beziehungen des Barons zu dem todten

Advokaten kennen zu lernen. Das Einschüchterungssystem müssen wir aufgeben, es führt zu keinem Resultat. Es bleibt noch ein Ausweg, nämlich der: Sie bringen Ihren Patienten durch List nach dem Schlosse Neuberg, damit er dort seine Frau sehe. Wir beobachten Beide. Bleibt auch dieses Zusammentreffen ohne Erfolg, macht Antoinette ihrem abenteuernden Gemal keine Vorwürfe, die uns Anhaltpunkte zu fernerm Verfahren liefern, dann, Doctor, wissen Sie, was Ihres Amtes ist. Antoinette werden Sie vorbereitet finden. Von Klaudi's Aufenthalte werden Sie mir Nachricht geben, sobald Sie selbst davon unterrichtet sind. Sorgen Sie dafür, daß der Baron diesen Sommer noch am Leben bleibt.

Die beiden Männer verbrachten noch lange im eifrigen Gespräche. Nach Tische setzte der Graf seine Reise fort. Der Baron hatte sein Zimmer nicht verlassen. Erst gegen Abend rief er den Arzt und verlangte Speisen, die ihm gebracht wurden. Für die beiden Gesunden wäre das sonderbare Leben in den Bergen unerträglich gewesen, wenn ihnen nicht ein Ge-

winn in Aussicht gestanden, der sie für die monatlange Entbehrung entschädigt hätte. Um neun Uhr hatte sich der Baron zur Ruhe begeben. Der Koch, ein Franzose, der wenig Deutsch verstand, brachte ein schmackhaftes Nachtessen, das in der Jasminlaube eingenommen wurde, und nach dem Essen spielte der Arzt mit den beiden Domestiken Pharao. Man spielte nur um Gold, das sich reichlich in der Börse eines jeden Einzelnen befand. Nach dem Spiel, das bis gegen Mitternacht dauerte, wurden die Thüren geschlossen und zwei große Hunde in den Garten gelassen, die auf Franz's Worte hörten wie vernünftige Wesen. Das Haus im Walde, freundlich vom Monde beschienen, war still wie eine Gruft.

IV.

In einer fruchtbaren und schönen Gegend des westlichen Deutschlands erheben sich die mit Zinnen geschmückten Thürme des Schlosses Neuberg. In kurzer Entfernung von dem majestätischen Gebäude schlängelt sich ein Fluß durch üppige Kornfelder. Wohin das Auge sich wendet, erblickt es Spuren des menschlichen Fleißes, der jeder Scholle der Erde Frucht abzugewinnen sucht. Die Felder gleichen Gärten mit Obstbäumen, an den Hügelabhängen grünt der Wein. Hier und dort erheben sich schmucke Häuschen, die den fleißigen Arbeitern Obdach gewähren. Die Gebäude einer großen Meierei breiteten sich an dem Flusse aus, des-

sen Ufer durch eine große Holzbrücke verbunden sind. Ein rüstiger Fußgänger gelangt in einer halben Stunde von der Brücke bis zu dem Schlosse, das einsam inmitten eines Birkenwaldes liegt, der zugleich einen Theil des weitläufigen Parks bildet.

Das Schloß ist im sechzehnten Jahrhundert erbaut, zur Zeit also, in der die Blüthe des Ritterthums zu welken begann. Die Reihe der Besitzer hatte das majestätische Gebäude nicht nur in seiner ursprünglichen Pracht erhalten; einzelne hatten es auch verstanden, den ernsten und großartigen Styl der alten Baukunst durch den zierlichen Glanz ihres Zeitalters zu verjüngen. In dem weiten Schloßhofe sieht man eine Fontaine, deren Wasserstrahl in ein großes Sandsteinbassin zurückfällt. Die Terrasse, welche die Hälfte der nach dem Park zu liegenden Façade einnimmt, wird von lebensgroßen Statuen geschmückt, und Weinreben und Epheu schlängeln sich wie zierliche Arabesken an den dunkelgrauen Sandsteinwänden empor.

Tiefe Stille herrschte in den weiten Räumen. Die Dienerschaft, die nur aus wenigen Personen besteht,

schleicht leise durch die Corridors und Zimmer. Die klösterliche Ruhe und Abgeschiedenheit erhöht das Ehrwürdige des alten Schlosses.

Es ist gegen Abend. Die Augustsonne vergoldet die Fenster und sendet ein röthliches Licht in die Zimmer. Die Stufen der Terrasse hinan schreitet eine Dame, die aus den schattigen Gängen des Parks kommt. Sie geht langsam, als ob sie erschöpft wäre. Ihr Haupt ist mit einem weißen Schleier geschmückt, der tief über den Rücken herabwallt. In den zarten Händen trägt sie ein Buch. Auf der letzten Stufe der breiten Steintreppe blieb sie stehen und warf einen langen, sehnsüchtigen Blick über den Park zu ihren Füßen. Die reizende Landschaft, über der ein feierlicher Gottesfrieden schwebte, dieses Paradis im goldenen Abendstrahle, erpreßte der Dame einen schmerzlichen Seufzer. Ihr bleiches, aber wunderbar schönes Gesicht war kalt und regungslos, wie Marmor. Ihr großes blaues Auge verschleierte ein feuchter Glanz und die langen dunkelbraunen Wimpern warfen einen leichten Schatten auf die zarten Wangen. Noch einmal sog

sie die balsamische Sommerluft in langen Zügen ein, noch einmal, als ob sie für immer Abschied nähme von der freien Natur, umfaßte sie mit den Blicken das farbenreiche Bild der Landschaft, dann trat sie durch die offene Glasthür in den Saal des Erdgeschosses. Langsam und geräuschlos glitt die schlanke Gestalt über den braunen Parketboden. Die Reihe der Zimmer, die sie nun durchschritt, zeugte von Reichthum und Geschmack. Die Anordnung der Möbel, Statuetten und Bilder konnte nur eine sorgsame Frauenhand getroffen haben. Es liegt ein feiner und doch nicht zu verkennender Unterschied zwischen dem Walten einer Frau und dem eines Mannes.

Die Dame betrat ein reizendes Boudoir, durch dessen offenes Fenster die kühle Abendluft eindrang. Alles, was der Reichthum bieten kann, findet sich hier vereinigt. Seidene Tapeten und vergoldete Simse schmückten die Wände. Ein großer Spiegel reichte von dem Fußboden bis an die schön und kunstvoll gemalte Decke. Schwere Vorhänge verhüllten zur Hälfte die Fenster, auf deren Brüstungen ein Blumenflor

prangte. Die prachtvolle, kokette Ausschmückung des Boudoirs bildete einen schneidenden Contrast zu der Bewohnerin, die schwermüthig ihren Schleier ablegte, sich auf den Sessel vor dem Spiegel niederließ und gedankenvoll das Haupt in die blendendweiße Hand stützte . . . ein Bild des Grams in dem glänzenden Rahmen des Reichtsums. Sie mochte achtunddreißig Jahre zählen, aber noch war sie schön: Ihr schwarzes Haar hing voll in den weißen Nacken hinab. Waren die Formen des schlanken, eleganten Körpers auch nicht mehr üppig, so vereinigten sie sich dennoch zu einem Ganzen, das durch Harmonie und anmuthige Linien entzückte. Hätte Robert Kühn jetzt die Dame beobachten können, er würde auf den ersten Blick die Mutter des jungen Mädchens erkannt haben, das sich seiner Seele so tief eingeprägt. Die Aehnlichkeit zwischen Mutter und Tochter war überraschend. Das wußte auch der Graf Friedrich von Harding, und darum hatte er auf diese Aehnlichkeit einen Plan gebaut, der ihm durch die plötzliche Abreise Klaudi's vereitelt worden war.

Zehn Minuten mochte die bleiche Dame in melancholischem Sinnen verbracht haben, als die Thür leise geöffnet ward und ein schmuckes Zöfchen, eine liebliche Erscheinung, vorsichtig eintrat.

Die sinnende Herrin hörte es nicht.

— Gnädige Frau! rief leise die Zofe im Tone des innigsten Mitleids, als ob sie sich zu einer Kranken wendete, der jede Störung schmerzlich ist.

Die Baronesse verblieb regungslos in ihrer Stellung. Aber sie antwortete mit weicher Stimme:

— Suschen, ich erlaube Dir näher zu treten!

Die Zofe trug ein weißes Kleid, das ihrem jugendlichen Körper sich eng anschloß. Die Bänder einer Schürze von schwarzem Taffet hoben die Zierlichkeit ihrer Taille noch deutlicher hervor. Ihr blondes Haar bildete auf dem Hinterkopfe einen schweren Flechtenkranz. Das Gesichtchen, mehr rund als oval, war frisch und rosig wie der Mai. Sie legte die kleinen fleischigen Hände flach zusammen, ging langsam und leise durch das Zimmer und blieb der Baronesse gegenüber stehen. Diese schlug jetzt ihr großes,

seelenvolles Auge auf. Schmerzlich lächelnd sah sie das hübsche Kind an.

— Soll ich Ihnen jetzt vorlesen, gnädige Frau?

— Nein, mein liebes Kind.

— Ich möchte Sie so gern zerstreuen! sagte Suschen in kindlicher Naivetät.

— Du kannst es.

— Wie?

— Wenn Du mir von Deinem Leopold erzählst.

Suschen zitterte . . . ihr Gesicht flammte auf in Purpurröthe. Ihre Hände falteten sich wie zum Gebet. Das Auge wußte nicht, wohin es blicken sollte. Das arme Kind sah ein Geheimniß des Herzens verrathen, das es in jungfräulicher Schüchternheit vor aller Welt verborgen gehalten. Und sie wußte es, die gute Herrin, der zu gefallen ihr eifrigstes Bestreben, ihre Lebensaufgabe war. Suschen sank auf beide Kniee nieder und legte ihr flammendes Gesichtchen in den Schoß der Dame.

— Beruhige Dich, mein Kind, sagte liebreich die Baronesse. Ich zürne Dir ja nicht. Leopold ist ein

braver junger Mann, er stammt sogar aus einer edlen Familie und wird ohne Zweifel der Amtsnachfolger seines Vaters werden, den stete Kränklichkeit an der Erfüllung seiner Pflicht hindert. Du siehst mich erstaunt an und willst fragen, wie ich in den Besitz Deines Geheimnisses gelangt bin? Auf die einfachste Weise von der Welt. Ich hörte in einer Laube flüstern, als ich vorüberging. Leopold versicherte, daß er Dich ewig lieben werde . . . Du sprachst davon, daß Du nur ein Kammermädchen seiest und mich so lange nicht verlassen würdest, als ich Dich in meiner Einsamkeit bedürfen würde . . . Suschen, Du bedienst mich zwar, aber Du bist nicht mein Kammermädchen . . . Du vertrittst vielmehr die Stelle meiner Tochter . . . Laß Dich küssen, Du gutes Kind!

Beide weinten.

Nach einer Pause fuhr die Baronesse mild fort:

— Ich habe Dich erzogen, ich habe Dich unterrichtet und kenne genau Dein Gemüth, Dein Herz und Deine Neigung. Du bist unter meiner Pflege aufgewachsen wie eine Blume, und an dem Dufte und der

Farbenpracht dieser Blume habe ich meine Freude, denn ich kann mit Stolz sagen: das ist mein Werk! Mir ist, als ob die Einsamkeit, in der ich so lange gelebt, bald gestört werden müsse; es ist selbst, je nach dem sich die Dinge in der Welt gestalten, eine Nothwendigkeit. Wir können nicht immer beisammen bleiben.

— Aber ich muß Sie doch bedienen! schluchzte Suschen. Ich kann mich nicht von Ihnen trennen!

Die Baronesse legte ihre Hand auf das blonde Haupt Suschen's.

— Mein Kind, ich müßte Dein Glück nicht wollen, wenn ich der Neigung Deines Herzens entgegenträte. Aber zuvor muß ich diese Neigung prüfen, ob sie auch eine ernste, eine wahre, ob sie ein Gefühl ist, das lauter und rein dem Herzen entquillt. Man kann sich täuschen! Dann kommt die Erkenntniß zu spät, und mit ihr die Reue. Du bist zur Jungfrau herangewachsen, Du bist verständig geworden und kannst urtheilen: liebst Du Leopold wirklich? Antworte mir, eröffne mir, Deiner Lehrerin, Deiner Mutter, das Herz!

Suschen weinte wie eine Sünderin, die um Vergebung fleht. Große Thränen, wie Krystalltropfen, rannen langsam über ihre blühenden Wangen. Ihre langen Wimpern hatten sich gesenkt, sie bedeckten das schöne Auge.

— Ja! hauchte sie unter leisem Schluchzen.

— Und Leopold?

— Er will lieber in den Tod gehen, als mich verlassen. So hat er geschworen ... Ach, gnädige Frau, da Sie nun Alles wissen ...

— Nehme ich Deine Liebe unter meinen Schutz. In den nächsten Tagen wirst Du mir Leopold zuführen, daß er mir wiederhole, was er Dir versichert hat.

Die Baronesse küßte schwärmerisch die weiße Alabasterstirn des jungen Mädchens ... sie strich ihm das blonde Haar zurück und trocknete die Thränen aus den Augen. Es schien, als ob sie eine Art Zerstreuung oder Trost in dieser Beschäftigung suchte, die sie bald lächelnd, bald seufzend fortsetzte, bis die Schloßuhr die siebente Stunde verkündete. Dann erhob sie sich, indem sie flüsterte:

— Es ist Zeit!

Suschen kannte die Bedeutung dieser Worte; sie befestigte den Schleier auf dem Haupte der Herrin und reichte ihr ein Gebetbuch und einen Rosenkranz. Beide verließen das Boudoir und betraten einen langen, halbdunkeln Corridor, den sie langsam durchschritten. Ueber eine Treppe von einigen Stufen gelangten sie in eine Rotunde, durch deren Glaskuppel ein falbes Licht fiel. Hier stand ein alter Diener, der zuerst der Baronesse, dann dem jungen Mädchen eine brennende Wachskerze reichte. Nun öffnete er eine schwere braune Thür und ließ Herrin und Zofe in die Schloßkapelle treten. Die Kerzen auf dem Altar brannten. Durch die bemalten Scheiben der langen schmalen Fenster drang ein schwacher Schimmer der Abendsonne, der nicht viel mehr als eine matte Dämmerung erschuf. Die Wölbung der Kapelle, die von Spitzbogen getragen wurde, war finster; nur auf den großen Sandsteinplatten des Fußbodens zeigten sich einzelne Lichtstreifen, welche die eingelegten Grabsteine erkennen ließen, über die hinweg der Fuß ging.

In dem Strahle der Kerzen blinkte das silberne Crucifix an dem Altare. Die Baronesse, nachdem sie sich fromm mit Weihwasser besprengt, glitt wie ein lichter Schatten durch den feierlich schweigenden Raum. Auf der Altarstufe sank sie nieder. Suschen nahm ihr die Kerze aus der Hand. Sie öffnete das Buch, dessen Blätter von dem Kerzenlichte getroffen wurden, und begann zu beten. Suschen kniete hinter ihr. Der greise Diener hatte sich in einem Betstuhle neben der Thür niedergelassen. Die kleine aus drei Personen bestehende Gemeinde betete still und andächtig. In dem wilden Epheu, der sich draußen an den Mauern der Kapelle emporschlängelte, sangen leise die Vögel. Man hörte die geheimnißvollen Stimmen wie aus weiter Ferne.

Das stille Gebet der Baronesse ging nach und nach in eine seltsame Exaltation über. Sie neigte ihre Stirn auf den kalten Stein, rang die weißen Hände und erhob sich, um sich wiederum tief zur Erde zu neigen vor dem Gekreuzigten, dessen Bild auf dem kleinen, mit frischen Blumen geschmückten Altare strahlte.

Dann ward sie ruhiger, sie lag gesenkten Hauptes auf den Knieen und weinte leise vor sich hin.

— Heiliger Gott, betete Suschen inbrünstig, lindere das Leiden meiner guten Herrin, sei ihr gnädig und gieb ihr den Seelenfrieden zurück! Sie ist ja so gut, daß sie verdient, recht glücklich zu sein.

— Amen! flüsterte die Herrin. Es ist geschehen. Antoinette kennt ihre Pflicht! Das Gebet verleiht mir Kraft, sie zu erfüllen.

Als die Dame sich erhob, war ihr Gesicht in Thränen gebadet. Sie empfing die Kerze und verließ die Kapelle, wie sie dieselbe betreten hatte.

Das war die Abendandacht der Baronesse Antoinette von Waldenberg, wie sie sie täglich in der Kapelle verrichtete. Mit eiserner Pünktlichkeit befolgte sie die Regeln, die sie sich selbst festgesetzt, und auch im Winter, wenn die Kälte einen hohen Grad erreicht, fand keine Ausnahme statt. Außer dem alten Diener Gottfried, der bereits sechs- bis achtundsechzig Jahre zählte, und zur Zeit, als Antoinette die seltsame Verbindung schloß, der Tochter seines früheren Herrn, des Barons

von Echtern, in das Schloß Neuberg folgte, kannte keine Seele die Bedeutung der Abendandacht. Gottfried wußte, daß die Baronesse an derselben Stelle, an der sie betete, Abends sieben Uhr mit dem Baron von Waldenberg getraut worden war. Der Baron hatte seine Gattin längst verlassen ... man hatte ihr selbst das Kind genommen, die liebliche Josephine ... Die unglückliche Frau ertrug ihr Leiden mit einer wahren Engelsgeduld, sie schied sich klösterlich von der Welt, suchte Trost im Gebet, widmete sich der Ausbildung Suschens, pflegte ihre Blumen und machte Spaziergänge durch den Park. Gottfried empfing von dem Inspector der Meierei, die zu Neuberg gehörte, die zur Erhaltung der Wirthschaft erforderlichen Mittel, und so verfloß ein Tag wie der andere, ohne daß von Außen eine Störung eintrat. Die Baronesse empfing und gab keine Besuche. Die Landleute erzählten sich mancherlei Dinge von der Dame, die nie das Schloß verließ. Einige meinten, sie sei menschenscheu, Andere hielten sie für verstandesschwach, und wiederum Andere behaupteten, die Frau werde in dem

Schlosse gefangen gehalten und scharf bewacht, denn sie habe sich gegen ihren abwesenden Gemal vergangen. Es lebten noch alte Bauern, die den früheren Besitzer des Schlosses, den Grafen von Harding-Neuberg, gekannt . . . sie schilderten ihn als einen sonderbaren Mann, der sich oft jahrelang nicht um die Welt bekümmerte und dann plötzlich große Feste und Jagden gab, welche die ganze Umgegend in Aufregung versetzten. Die Art, wie der Baron von Waldenberg, den Niemand kannte, der Erbe der reichen Besitzungen geworden, ward in unendlichen Variationen erzählt. Mit der Zeit hatte man sich an die Mysterien von Neuberg gewöhnt . . . man sprach davon wie von altherbrachten Dingen und kümmerte sich um das einsame Schloß nicht, dessen Thor sich selten öffnete.

Es war, wie wir schon berichtet, im Monat August.

Um dieselbe Zeit, als die Baronesse aus der Kapelle nach ihrem Zimmer zurückkehrte, erschien ein Mann an dem Schloßthore. Wir erkennen den Wanderer mit Tornister und Stock . . . es ist Robert Kühn.

Nachdem er das in Stein gehauene Wappen betrachtet, griff er ohne Zögern nach dem großen eisernen Ringe, der neben der Pforte in dem Thore hing.

Man hörte das Läuten einer Glocke.

Es dauerte lange, ehe der Thorwart die Pforte öffnete.

— Was giebts?

— Ich suche Gottfried Hagenwald.

— Den Kammerdiener?

— Ja!

— Haben Sie etwas an ihn abzugeben? fragte der Thorwart, ein bejahrter Mann mit ernsten, fast strengen Mienen.

Robert hatte den Alten scharf beobachtet.

— Allerdings, einen Brief.

— Vertrauen Sie den Brief mir an, ich werde ihn besorgen.

— Sie würden Herrn Hagenwald einen Dienst leisten, wenn Sie ihn riefen, daß ich selbst meine Bestellung an ihn ausrichten kann, die von einem Verwandten kommt.

— Von einem Verwandten?

— Rufen Sie ihn nur, der Kammerdiener wird es Ihnen danken!

Der Thorwart, den man Meister Klas nannte, weil er nicht nur die Pforte bewachte, sondern auch Körbe flocht, die eine gewisse Berühmtheit erlangt hatten, schob seine schwarze Lederkappe von einem Ohre zu dem andern. Dabei beobachtete er den Reisenden.

— Kommen Sie! murmelte er endlich.

Robert durfte eintreten. Er befand sich unter einem gewölbten Thore, das dem einer Festung glich.

In der schwarzen Mauer öffnete sich eine Thür. Durch diese Thür führte Klas den Reisenden in ein Zimmer, das mit Weidenruthen, angefangenen und vollendeten Körben angefüllt war. In einem halben Dutzend Käfigen, die der Meister künstlich und sauber verfertigt, sprangen Waldvögel von verschiedener Farbe und Größe. Auf der Brüstung des Bogenfensters, das nach dem Obst- und Gemüsegarten hinausging, lag das Arbeitsgeräth des Korbmachers, der einen geflochtenen

Stuhl heranrückte und den Reisenden zum Sitzen einlud.

— Ich hole Ihnen meinen Freund, den alten braven Gottfried!

Nach diesen Worten entfernte sich der Meister.

Man hörte, daß er die Thür des Gemachs verschloß.

— Wie vorsichtig! dachte Robert. Jetzt bin ich ein Gefangener.

Er griff nach dem Pistol, das er in der Tasche seines kurzen Reiserocks trug, als ob er sich desselben vergewissern wollte und warf sich, ohne den Tornister abzulegen, auf den geflochtenen Lehnstuhl.

— Meister Klas! rief eine zarte Stimme.

Robert wandte die Blicke nach dem Fenster, woher die Stimme erklang. Da sah er einen reizenden Mädchenkopf zwischen den Fuchsien und Hortensien, die auf der breiten Steinbrüstung standen. Es war der Kopf Suschens. Sie rief zum zweiten Male den Meister, als keine Antwort erfolgte. Der Reisende erhob sich und trat dem Fenster näher.

— Meister Klas hat sich auf kurze Zeit entfernt, berichtete er artig und respectvoll.

Suschen starrte den Fremden an.

— Entfernt? fragte sie.

— Ich glaube versichern zu dürfen, daß der Meister nicht zu lange ausbleiben wird.

— Sie, mein Herr, sind wohl der Gast des Meisters? fragte Suschen neugierig.

Der Reisende lächelte.

— Für den Augenblick sein Gefangener.

— Wie?

— Er hat mich eingeschlossen.

— Der Aengstliche.

— Ist diese Vorsicht, einem Fremden gegenüber, nöthig?

— Es fragt sich, in welcher Absicht der Fremde kommt! rief das junge Mädchen, dem daran lag, Näheres zu erfahren. Die Ruhe, die in diesem Schlosse herrscht, darf nicht unterbrochen werden. Die gnädige Baronesse leidet, und jeder von uns sorgt, aus Liebe und Verehrung, für die hohe Dame.

In diesem Augenblicke ward der Schlüssel in dem Schlosse gedreht.

— Mein Kerkermeister kommt! rief Robert.

Suschen ward nun Zeuge der folgenden Scene. Klas ließ den alten Gottfried mit den Worten eintreten:

— Hier ist der Fremde!

— Herr Gottfried Hagenwald? fragte Robert.

Der Greis verneigte sich mit den Worten:

— Ich habe die Ehre . . . was führt Sie zu mir, mein Herr?

Robert überreichte dem Diener einen Brief.

— Von wem?

— Lesen Sie, ich bitte!

Schon der Anblick der Adresse erregte den Alten.

Er trat, um mehr Licht zu erlangen, zu dem Fenster. Bebend erbrach er das Siegel und las. Mehr als einmal mußte er seine alten Augen trocknen, weil er, wie es schien, glaubte, er täusche sich über das, was die Zeilen aussagten. Suschen, das durch die Blumen beobachtete, bemerkte deutlich, wie der

Greis sich bemühte, ruhig zu bleiben. Der Brief mußte eine überaus wichtige Nachricht enthalten. Gottfried, der lange gelesen, verbarg endlich das Papier mit der Miene eines Mannes, der sich bestrebt, gleichgiltig zu erscheinen.

— Herr Robert, sagte er bewegt, denn es gelang ihm nicht, die zur Täuschung erforderliche Ruhe zu erkünsteln, Herr Robert, dieser Brief kündigt mir einen Vetter an ... seien Sie mir herzlich willkommen, und wenn es Ihnen gefällig ist, folgen Sie mir auf mein Zimmer. Ich habe lange keinen Verwandten gesehen. Klas, wandte er sich zu dem Meister, mein junger Vetter ist diese Nacht mein Gast, daß Du es weißt.

Klas nickte zustimmend mit dem Kopfe. Er wußte ja, daß der alte, der treueste Diener, nichts gegen das Interesse der leidenden Herrin unternahm. Gottfried stand, obgleich er Livré trug, bei den wenigen Domestiken in dem Ansehn eines Herrn. Es ward nicht nur sein ehrwürdiges Haupt, sondern auch seine unerschütterliche Treue respectirt. Eine alte Magd hatte oft

vertrauensvoll ihren Mitbediensteten zugeflüstert, daß Gottfried manches Geheimniß der Baronesse wisse, und daß die arme Dame, wenn der Kummer sie zu Boden drücke, sich Trost bei dem alten Diener hole, den sie wie einen Vater achte und liebe.

Gottfried schritt voran. Robert grüßte den schönen Kopf zwischen den Blumen am Fenster, dankte dem Meister für den geleisteten Dienst und folgte dem Greise.

— Ah, Fräulein Suschen! rief Klas, der durch den Gruß des Fremden auf den Besuch aufmerksam geworden war.

— Meister, ich bedarf eines Schlüssels.

— So? Und wozu, mein liebes Fräulein?

— Zu der Parkthür, die in den Birkenwald führt.

— Wollen Sie auf die Jagd gehen?

— Nein! rief Suschen lachend. Aber zu dem Bache möchte ich auf dem kürzesten Wege gelangen können, um Blumen für die gnädige Frau zu holen.

— Blumen! rief Klas überrascht. Unser Park hat die prächtigsten, die sich denken lassen . . .

— Lieber Meister, aber unserm Park fehlen die wilden Blumen, wie sie die gnädige Frau liebt. Geben Sie mir getrost den Schlüssel, ich sorge dafür, daß keine unberufene Hand die Thür öffne.

Der Meister rückte seine Lederkappe nach allen Seiten. Die Forderung, die er dem reizenden Kinde nicht abschlagen konnte, kam ihm nicht gelegen.

— Fräulein Suschen, murmelte er, man hat mich für den richtigen Verschluß aller Thüren verantwortlich gemacht; ich wage viel, wenn ich den Schlüssel aus der Hand gebe.

— Auch wenn Sie ihn mir geben? fragte verletzt das junge Mädchen. Das Mißtrauen kränkt mich. Sie wollen nicht? Gut, so bescheide ich mich. Der große Umweg, den ich nun durch Ihre Schuld zu machen habe, soll mich nicht abhalten, der gnädigen Baronesse eine kleine Freude zu bereiten. Sie werden mir jeden Tag die Pforte in dem Thore öffnen müssen. Guten Abend!

Und der Kopf verschwand.

— Fräulein Suschen! rief der Korbmacher durch die Blumen.

Die Gerufene, die sich bereits zwischen den Gemüsebeeten befand, fragte noch einmal zurück:

— Was wollen Sie, Meister?

— Wenn Sie mir versprechen, den Schlüssel nicht aus der Hand zu geben und stets sorgfältig die Thür zu schließen . . .

— Ei, das versteht sich ganz von selbst! Wem in aller Welt sollte ich wohl den Schlüssel anvertrauen?

— Es ist wahr! murmelte der Korbmacher und Thorwart, indem er einen Schrank öffnete und den Schlüssel auswählte. Das liebe Kind kömmt ja mit keiner Seele in Berührung. Ich kann ihm schon den Gefallen thun, ohne meine Pflicht zu verletzen.

Suschen empfing den Schlüssel, drückte dem Geber die Hand und eilte durch die Wege des Gemüsegartens, der sich nach und nach in Dämmerung hüllte. Ein angenehm kühler Abend folgte dem heißen August-

tage. Ueber den frischgrünen Rasenflächen des Parks breitete der Nebel einen weißen, durchsichtigen Schleier aus. Kein Lüftchen regte sich, kein Vogel sang mehr in den Sträuchen und Bäumen. Suschen stieg die Stufen der Terrasse hinan und verschwand in dem Saale.

V.

Der alte Diener hatte seinen Gast in das Fremdenzimmer geführt, das sich in dem ersten Stocke des Hauptgebäudes befand. Der große, stattliche Raum war lange nicht bewohnt gewesen, man mußte die Fenster öffnen, um der frischen Luft Eingang zu gestatten. Die Ausstattung war reich und bequem, wenn auch nicht modern. Gottfried zündete die Kerzen an, die auf dem hohen Kamin standen. Seine alten Hände zitterten bei dieser Beschäftigung.

— Hier soll ich wohnen? fragte Robert, der seinen Tornister abgelegt hatte.

— Ja, mein junger Herr. So will es mein Freund,

der alte Henoch, oder, da Sie es doch einmal wissen, der arme Baron von Echtern, der bisher für uns verschollen gewesen. Aber, lieber Herr, Sie sind der Sohn des Advocaten Kühn . . . ich habe Ihren Vater gut gekannt, er war ein braver Mann und hat seine Freundschaft für uns mit dem Tode besiegelt. Du lieber Gott, es ist ein wahres Glück, daß Sie gekommen sind. Der Baron setzt großes Vertrauen in Sie, und ich werde seinen Wünschen nachkommen, als ob es Befehle meiner Herrin wären. Nun, lieber Herr, ist es nöthig, daß Ihr Aufenthalt in diesem Schlosse vor der Hand geheim bleibe. Meister Klas allein weiß, daß mein Vetter angekommen ist . . .

Robert erzählte von dem jungen Mädchen, das er an dem Fenster gesehen hatte.

Gottfried Hagenwald überlegte einige Augenblicke.

— Suschen hat Sie bemerkt, murmelte er; nun, das soll uns nicht kümmern. Das gute Kind ist zuverlässig und außerdem müssen wir es früher oder später doch in unser Geheimniß ziehen. Aber es ist gut, daß Sie mich von dem Umstande benachrichtigt haben.

— Wer ist die junge Dame? fragte der Jurist.

— Ich erzähle Ihnen später von ihr. Für jetzt erlauben Sie mir, daß ich für Sie sorge. In diesem Zimmer also werden Sie wohnen. Dort ist der Alkoven mit dem Bett. Jene Thür führt in den Jagdsaal, und von dem Saale gelangt man in andere Zimmer, die zur Zeit des verstorbenen Grafen von Harding-Neuberg bei Gelegenheit großer Jagden den Fremden geöffnet wurden. Der Theil des Schlosses, indem wir uns befinden, ist völlig isolirt, Sie können ihn als Ihre Residenz betrachten. Er ward vor Jahren zum letzten Male bewohnt, als der Baron von Waldenberg sich hier aufhielt. Machen Sie es sich bequem, Herr Kühn, ich treffe die Vorbereitungen zu Ihrem Nachtessen. Sobald es mein Dienst erlaubt, kehre ich zu Ihnen zurück!

Der Greis verneigte sich und ging.

In seinem Zimmer, das im Erdgeschosse lag, zog er noch einmal den Brief hervor.

— Diese Zeilen sind von seiner Hand geschrieben!

rief er und drückte das Papier an seine Lippen. Hier ist auch das Siegel der Familie von Echtern, und wenn ich irgend noch Zweifel hegen könnte, so müßte die Andeutung über meine Person, die nur ich allein verstehen kann, sie verscheuchen. Ja, der Brief kommt von ihm, meinem früheren Herrn, der mich auffordert, dem jungen Rechtsanwalt mit Rath und That beizustehen. Wie es scheint ist man bemüht, die unglücklichen Familienwirren zu klären und zu schlichten ... ach, es ist hohe Zeit! Das Leben in diesem Schlosse fließt dahin wie ein trüber Bach zwischen Blumenufern. Was nützt der Reichthum, wenn der Seele der Frieden fehlt? Die arme Baronesse, die in ihrer Jugend so heiter und harmlos war, wird von Kummer verzehrt. Und der Baron von Waldenberg ... ach, mein Gott, es wird mir schwer werden, Licht in die umstrickende Nacht zu bringen. Ich selbst, der ich doch in so Manches eigeweiht bin, wüßte nicht zu sagen, wo die ordnende Hand zuerst anzugreifen hätte. Die Verhältnisse sind so wunderbar, daß der schärfste Verstand nicht vermag, sie zu durchdringen. Gott gebe seinen Segen!

Der Reisende befand sich allein.

Er lag auf einer Ottomane und musterte seine Umgebung.

Die Fenster des prachtvollen Gemachs waren geöffnet. Ein würziger Blumenduft, den der laue Abendwind auf seinen Schwingen hereintrug, erfüllte den Raum. Die Kerzen, die auf dem hohen Marmorkamin brannten, verbreiteten nur ein schwaches Licht, eine Art Dämmerung, welche die Wandgemälde wie verschwimmende Gruppen erscheinen ließ. Von seinem Platze aus sah Robert den Mond, der voll und klar über dem duftenden Parke schwebte. Nirgends ließ sich ein Geräusch vernehmen, kein Lüftchen regte sich, kein Laut ertönte.

— Ich bin auf Schloß Neuberg! dachte Robert. Wahrlich, diese Räume sind geeignet, ein Geheimniß für lange Zeit zu bergen. Ach, und wie glücklich müßten die Bewohner derselben sein, deren Ruhe durch Leidenschaften nicht gestört wird! Josephine ist die Erbin dieses reichen Besitzes, und sie wird von habgierigen Händen fern gehalten. O, über den unnatürlichen

Vater, der aus Habsucht sich seiner Gattin und seiner liebenswürdigen Tochter entäußert!

Er versank in tiefes Nachsinnen.

— Was habe ich zu verlieren? fragte er sich, plötzlich auffahrend. Gegen das, was ich gewinnen kann, ist der Verlust ein Nichts! In diesem Schlosse hat die Kette von Ereignissen begonnen, die meinem armen Vater Verderben bereitet haben ... Hier werde ich sie zerreißen! Gelingt es mir, die Ehre des Verstorbenen zu retten, so ist auch Josephinen's Zukunft gesichert, und ich ... Nein, fügte er nach einer Pause bitter lächelnd hinzu, ich will in meinen Hoffnungen nicht zu kühn sein. Josephine hat mich ja nur einmal gesehen ... der alte Herr im „Kreuzkruge" spricht zwar von Josephine's freudiger Erregung ... wir werden ja sehen.

Bald erschien der greise Gottfried wieder. Eine Magd, die den Tisch deckte und Speisen brachte, begleitete ihn. Er nahm mit dem Gaste das Nachtessen ein. Robert, der aus einigen Worten des Alten schloß,

daß er das volle Vertrauen desselben noch nicht besaß, lieferte gesprächsweise den Beweis von seiner Identität. Er muße nun den Tod seines Vater und die ihn begleitenden Umstände erzählen.

— Es war im Winter, berichtete Robert. Mein Vater, der sonst so heitere Mann, war seit längerer Zeit schon traurig, er zog sich von allen Gesellschaften zurück und mied selbst seine Freunde. Es war nicht zu verkennen, daß ein moralisches Leiden an seinem Herzen nagte. Meine besorgte Mutter wollte ihn zur Mittheilung bewegen; umsonst, er schützte Geschäftsverdrießlichkeiten vor, beklagte sich über die Treulosigkeiten der Menschen, denen er Vertrauen geschenkt, und dehnte seine Arbeitsstunden oft bis tief in die Nacht aus. Seine Traurigkeit ward nach und nach völlige Niedergeschlagenheit. Sie können wohl ermessen, daß dieser Gemüthszustand auch auf den Körper einen nachtheiligen Einfluß ausübte. Das kaum ergraute Haar des Rechtsanwalts ward in kurzer Zeit schneeweiß. Einst überraschte ihn meine Mutter in der Nacht. Er war vor Erschöpfung an dem Schreibtische eingeschlum-

mert. Vor ihm lag ein Heft, das die Aufschrift trug: „Meine Rechtfertigung.“ Meine Mutter, die es für Pflicht hielt, das Leiden des Gatten zu ergründen, wollte diese Rechtfertigung näher kennen lernen . . . der Schläfer erwacht, sieht erschreckt die Gattin an, entreißt ihr mit den Worten das Heft: „Ich bin ein zu gewissenhafter Rechtsanwalt, als daß ich die Geheimnisse meiner Geschäftsfreunde preisgebe.“ Dann verbarg er die Rechtfertigung wie einen kostbaren Schatz. Auf die Frage, wem gegenüber er sich zu rechtfertigen habe, antwortete er, daß er die Schrift im Interesse eines Dritten arbeite. Meiner Mutter war es unmöglich, mehr von ihm zu erfahren . . . er bat sie, sie möge sich beruhigen, und versicherte, daß seine Gemüthsstimmung sich bald ändern werde, da eine günstige Lösung, der ihn bedrückenden Wirren in naher Aussicht stehe. So kam der Sylvesterabend heran. Wir feierten ihn im Kreise der Familie. Außer unserm Hausarzte war Niemand eingeladen. Mein Vater war sichtlich bemüht, seine Traurigkeit zu verscheuchen. Er unterhielt sich eifrig und scherzte sogar. Frohen Muths trennte sich

die Gesellschaft, Glück und Heil zum neuen Jahre wünschend. Ich sehe ihn noch, den guten Vater, wie er bewegt die Stirn der Mutter küßte, als er sie verließ, um sich in sein Schlafzimmer zurückzuziehen. Dann reichte er mir die Hand, ermahnte mich, nicht lässig in meinen Studien zu werden, und ging.

— Am Neujahrsmorgen trat bleich und zitternd die Magd in das Wohnzimmer, wo ich mit der Mutter frühstückte.

„— Was ist geschehen fragten wir Beide.

„— Ach, der Herr, stammelte die Magd; ich glaube . . .

— Sie konnte nicht weiter sprechen.

— Statt zu fragen, eilte ich die Treppe hinan zu dem ersten Stock, in welchem sich das Zimmer meines Vaters befand. Die Thür war halb geöffnet. Ich riß die Vorhänge des Alkovens auseinander. Welch ein furchtbarer Anblick bot sich mir dar! Das weiße Bett war von Blut geröthet . . . mein Vater, mit dem Tode ringend, streckte mir die matte Hand entgegen.

„— Rette meine Ehre! rief er mit matter Stimme. Ich bin kein Selbstmörder!

„— Wer ist der Verbrecher? fragte ich.

— Der Verwundete deutete nach seinem Schreibtisch. Ich stürzte dorthin und durchsuchte alle Papiere, die wirr auf der Mappe lagen. Keins gab einen Anhaltepunkt. Als ich zu dem Bett zurückkehrte, war der Verwundete verschieden. Meine Mutter lag jammernd an dem blutgetränkten Boden ... sie hielt die erstarrte Hand des Todten. Ich ließ den Arzt rufen. Er kam. Die Untersuchung ergab, daß eine tiefe Schnittwunde am Halse den Tod herbeigeführt hatte und daß der Todeskampf ein langer und schwerer gewesen. Von dem Instrument, mit welcher die That verübt worden, war keine Spur zu entdecken. Wir durchsuchten mit Hülfe eines befreundeten Advocaten die Papiere, ein Geschäft, das Tage in Anspruch nahm. Eine gerichtliche Commission erschien, um den Thatbestand festzustellen und die Untersuchung einzuleiten. Die That blieb eine räthselhafte. Ein Selbstmord konnte nicht angenommen werden, da das Mordinstrument fehlte

und die letzten Worte des Verstorbenen dagegen sprachen. Wäre ich um einige Minuten früher in das Schreckensgemach getreten, ich würde vielleicht mehr erfahren haben. Wie jeder Mensch, so hatte auch mein Vater Feinde, die den guten Ruf zu zerfleischen suchten. Bald hatte sich das Gerücht verbreitet, der Advocat Kühn habe sich entleibt, und zwar aus ihn entehrenden Gründen. Hier sprach man von Unterschleifen, dort von Bestechung, hier von falschen Eiden und dort von gefälschten Papieren. Die wunderlichsten und auch abscheulichsten Dinge wurden in Umlauf gesetzt, und als die Zeitungen des traurigen Falls in der verschiedensten Weise erwähnten, zweifelte kein Mensch mehr an dem Selbstmorde. Die letzten Worte meines Vaters, die ich zu Protocoll gegeben, hielt man für eine Erfindung der Hinterlassenen; man bezeichnete sie geradezu als eine Infamie, da leicht der Verdacht auf einen Unschuldigen geleitet werden könne. Unter den obwaltenden Umständen durften wir es nicht wagen, von der „Rechtfertigung" zu sprechen, bei deren Ausarbeitung die Mutter den Verstorbenen überrascht hatte.

— Das ist klar! rief Gottfried, der gespannt zugehört hatte. Hat sich die Rechtfertigung vorgefunden?

— Nein.

— Und Sie haben auch nie Näheres darüber erfahren?

— Kein Actenstück, kein Papier, kein Brief, keine Notiz deutete darauf hin.

— Das ist seltsam!

— Immerhin, rief Robert, dessen Augen glühten, mein Vater war ein Ehrenmann, ein braver Charakter, der wissentlich nie eine Unbilligkeit, geschweige denn ein Verbrechen begangen. Seine finanziellen Verhältnisse waren wohlgeordnet: er hinterließ ein Vermögen, das die Seinen vor Mangel schützte und mir erlaubte meine Studien zu vollenden. Hätte er sich schlaue Schurkereien erlaubt, seine Witwe würde vielleicht reich gewesen sein.

— Sie haben Recht! rief Gottfried, die Ehrlichkeit des Mannes wird nur selten durch Reichthum belohnt. Danach sind unsere Zustände nicht angethan.

— Die geschäftlichen Angelegenheiten meines Vaters, fuhr Robert fort, waren bald geordnet. Die ihm anvertrauten Gelder wurden zurückgezahlt und die obschwebenden Prozesse anderen Rechtsanwalten übergeben. Nur ein Prozeß, den mein Vater geführt, erregte Aufmerksamkeit und machte einige Recherchen nothwendig. Es war dies der Prozeß gegen den Baron von Waldenberg, der in erster Instanz ungünstig ausgefallen war. Der Kläger war ein Baron von Echtern. Mein Vater hatte im Namen seines Auftraggebers die Appellation angemeldet. Die Actenstücke lagen wohlgeordnet in dem Repositorium. Nun wollte man wissen, was in der Angelegenheit geschehen solle. Dies konnte natürlich nur der Kläger bestimmen; aber man fand seine Adresse nicht. Ebensowenig war eine Correspondenz vorhanden. Wo hielt sich der Baron von Echtern auf? Es war nicht zu ermitteln. Man wandte sich an den Advocaten des Gegners. Dieser schrieb, der Gesuchte sei längst verschollen; ihm sei nur bekannt, daß er, der Baron, Jahre lang wegen bedeutender Schulden verhaftet gewesen. Dei Privat-



acten dieses Prozesses blieben also bei dem Nachlasse... sie befinden sich heute noch in meinem Besitz. Man suchte zwar das räthselhafte Verschwinden des Barons mit dem Tode meines Vaters in Beziehung zu bringen; aber der Schleier, der über der düstern Angelegenheit ruhte, war nicht zu zerreißen. In der öffentlichen Meinung galt mein Vater für ein Selbstmörder, der aus unlauteren Motiven das Leben gefürchtet, und die Behörden konnten diese Ansicht nicht berichtigen, da ihre Forschungen erfolglos blieben. Meine Mutter erlag dem Grame über das traurige Geschick, das unsere Familie betroffen. Ich stand verwaist in der Welt, als ich die Universität bezog.

— Armer junger Mann! murmelte Gottfried mitleidig.

— Meine Examina habe ich glücklich bestanden. Ehe ich mich in das Geschäftsleben warf, wollte ich noch einmal in freier, frischer Luft aufathmen und einen Universitätsfreund besuchen, der in den glücklichsten Verhältnissen lebt... ich durchwanderte die Berge und

fand den alten Förster Henoch, zu dem mir Josephine von Waldenberg den Weg gezeigt.

— Josephine?

— Die Tochter Antoinette's.

— Mein Gott! Mein Gott! rief der Greis.

Robert erzählte nun das Abenteuer an dem Thurme, Josephine's Angst, den Schuß, der auf ihn abgefeuert wurde, und die Freude Henoch's bei dem Erkennen des Sohnes seines alten Freundes.

— Und ein alter düsterer Mann trennte Sie von Josephinen, die um ihren Schutz gebeten hatte? fragte der Greis.

— Ja! Er sprach davon, daß das junge Mädchen der sorgfältigsten Ueberwachung bedürfe, und hieß mich gehen. Dann fiel der Schuß aus dem Turme, der mich fast getödtet hätte. Wissen Sie, wer der Mann ist, der die junge Baronesse bewacht?

Gottfried schüttelte den Kopf.

— Ich weiß es nicht! murmelte er traurig. Der Baron und die Baronesse waren zwar schon getraut, als sie hier ankamen; aber sie ließen sich Abends sie-



den Uhr bei Kerzenlicht in der Kapelle noch einmal einsegnen. Es war eine stille, aber rührende Ceremonie. Die junge Frau war schön wie ein Engel, der aus dem Himmel herabgestiegen, um einen Sterblichen zu beglücken, und der Gatte war ein stattlicher Mann, eine kräftige, feste Gestalt, ein echter Edelmann. Aber Beide schienen der Vereinigung nicht froh zu sein; denn die junge Frau sah bleich und verweint aus, und der junge Mann runzelte die Stirn, als ob ihm eine Widerwärtigkeit begegnet sei. Daß diese Ehe nicht die beste werden würde, war vorauszusehen. Ach, es ist nicht gut, daß man ein Paar Menschen des leidigen Vermögens wegen zusammenschmiedet, Menschen, die sich nicht kennen, viel weniger noch sich lieben. Die Neuvermälten lebten lange zurückgezogen in den Zimmern, die nach dem Parke hinaus liegen. Das Schloß und die nächste Umgebung war ihre Welt. Wenn ich sie Arm in Arm durch die Galerien gehen sah, freute ich mich, denn ich glaubte, sie würden sich Eins in das Andere finden. Antoinette lächelte wieder und Albert legte die größte Zärtlichkeit für sie an den Tag.

Da kam eines Tages, es war im Frühlinge, Ihr Vater an. Der Schloßherr empfing ihn verdrießlich und hatte eine geheime Unterredung mit ihm, die einen halben Tag dauerte. Von dem Baron ging er zur Baronesse ... Ach, ich sehe ihn noch, wie er in das Zimmer trat und die junge Frau ihm laut weinend entgegeneilte. Es mußte doch wohl mit dem ehelichen Glücke nicht besonders bestellt sein. Was der Rechtsanwalt und die Baronesse nun gesprochen, weiß ich nicht, denn ich verließ nach der Anmeldung das Zimmer. Eine halbe Stunde später erschien Ihr Vater wieder. Ich sah es ihm an, daß er tief ergriffen war. Der Zufall wollte, daß ihm der Baron, der seine Frau suchte, in dem Vorsaale entgegentrat.

„— Baron, rief er, ich reise jetzt!

„— Reisen Sie! antwortete dieser kalt.

„— Bleiben Sie bei Ihrem Entschlusse?

„— Unabänderlich!

„— Sie sind ein Undankbarer! hörte ich den Rechtsanwalt leise rufen.

„— Beleidigen Sie mich nicht! antwortete bebend



der Baron. Kommen Sie nach einem Jahre wieder; kann ich dann Ihre Wünsche erfüllen, so rechnen Sie auf mich.

„— Dann ist es zu spät!

— Der Advocat ergriff die Hand des Barons und flüsterte ihm zu:

„— Mein Herr, Sie spielen eine traurige Rolle, die Rolle eines . . .

„— Sprechen Sie das Wort nicht aus! unterbrach ihn drohend der Schloßherr. Sie, Sie haben mich elend gemacht, Sie allein tragen die Schuld, daß ich meine Ruhe und meine Freiheit verloren habe. Ich bin der Betrogene, der Unglückliche! Sagen Sie das Dem, in dessen Interesse Sie handeln.

„— Sie verkennen Ihre Gattin, die rein ist wie das Himmelslicht!

„— Jeder Kaufmann preist seine Waare an!

— Nach diesen Worten, die mir Mark und Bein durchschnitten, stieß der Baron ein durchdringendes Lachen aus. Und dabei ballte er die Fäuste, als ob er um sich schlagen wollte. Ach, mein lieber junger

Herr, es war ein betrübender Anblick: der Baron war leichenblaß und der Advocat zitterte vor Zorn. Ich hielt mich bereit, dazwischen zu treten, im Falle es zu Thätlichkeiten kommen sollte; glücklicher Weise aber verlief die Sache anders.

„— Wohlan denn, sagte Ihr Vater, so mag ein Prozeß entscheiden. Nur ungern trete ich gegen den Mann auf, dem ich Wohlthaten erzeigt, den ich vom Verderben gerettet habe; aber es muß sein, und ich fürchte die Öffentlichkeit nicht.

— So trennten sich die beiden Männer. Der Baron ging zu seiner Gattin. Es mußte eine sehr heftige Scene stattgefunden haben, denn die Baronesse war lange krank und der Baron bewohnte diese Zimmer, die er nur verließ, um ohne Kopfbedeckung wie ein Verzweifelnder den Park zu durchirren und die Blumen zu zerstören, die er auf seinen Wegen vorfand. Mich mochte er ebenso wenig sehen als die unglückliche Antoinette, der ich zur Bedienung beigegeben war. Die arme Frau ward von einem stillen Grame verzehrt, sie beklagte sich nie und versuchte es selbst durch

Briefe, die ich besorgen mußte, eine Aussöhnung mit ihrem Manne herbeizuführen. Es war vergebens. Ach, wie oft hat sie am Fenster gestanden und mit nassen Augen ihrem Gatten nachgesehen, der bleich und verstört vorübereilte. Ich muß gestehen, daß ich den Mann für sinnverwirrt gehalten habe. So verfloß die Zeit, traurig und langsam. Da kam eines Tages der Graf Friedrich von Harding .... er soll ein Verwandter des Barons sein. Ich habe den Grad dieser Verwandtschaft nie erfahren können, habe nur gehört, daß sie sich Vettern nannten. Der Graf war ein plumper, roher Junker, der nur Vergnügen an Hetzjagden, Hunden und Pferden fand. Damals hatte er volle, rothe Backen, eine unangenehme Stutznase und einen dünnen blonden Bart. Der Mann kam mir lächerlich vor, wenn er galant sein wollte. Wer ihn nicht kannte, hielt ihn für einen Bauer in Reithosen und Frack. Dieser aufgeputzte Klotz kam eines Tages an. Er wußte in dem Schlosse Bescheid und ging direct zu der Baronesse, die sich in ihrem Zimmer befand. Ich hatte nichts Arges aus der Geschichte

und saß ruhig im Vorzimmer. Noch war eine Viertelstunde nicht verflossen, als plötzlich der Baron eintrat. Der Mann sah entsetzlich aus, er hatte keinen Tropfen Blut mehr im Gesicht. Wie ein todtkranker Mensch schleppte er sich durch den Vorsaal, riß die Thür des Boudoirs auf und brach auf der Schwelle zusammen. Die Baronesse schrie laut auf. Der Graf von Harding lachte, während Antoinette sich mit ihrem Gatten beschäftigte, seinen Kopf in ihren Arm nahm und ihm die bleichen Lippen küßte. Der Baron kam bald wieder zu sich; aber kaum hatte er die Augen aufgeschlagen, als er auch schon sich emporraffte, ein Pistol hervorzog und auf den Grafen schoß. Dieser wich durch einen Sprung aus. Die Kugel zerschmetterte den großen Wandspiegel, daß die Glassplitter klirrend durch das Zimmer flogen.

„— Wahnsinniger! rief der Graf.

— Und ohne sich zu bedenken, sprang er durch das offene Fenster in den Garten. Dann streckte er noch einmal den Kopf über die Brüstung empor indem er rief:

„— Diesen Schuß, Vetter, vergesse ich Ihnen nicht!

— Der Feigling war verschunden.

— Wie benahm sich der Baron? fragte Robert.

— Er warf einen unbeschreiblichen Blick auf die ohnmächtige Antoinette, winkte seinem Kammerdiener Franz, einem jungen Burschen von zwanzig und einigen Jahren, und ging. Antoinette genas in derselben Nacht eines Töchterchens, eines zierlichen kaum lebensfähigen Wesens. Ich ging im Auftrage der kranken Mutter, um dem Schloßherrn das Ereigniß anzukündigen. Er empfing mich in diesem Zimmer, das er bezogen hatte; denn er wollte so fern als möglich von der Baronesse wohnen. Völlig gleichgiltig, ich möchte sagen stumpfsinnig, hörte er mich an. Dann entließ er mich durch eine Handbewegung. Am nächsten Morgen fuhr ein Reisewagen aus dem Schlosse: er trug den Baron. Der Mann konnte sich von seiner kranken Gattin entfernen. Ich sandte einen Boten ab und ließ die Mutter der jungen Frau holen, die Baronin von Echtern, die in den traurigsten Verhältnis-

sen in einer kleinen Landstadt lebte, denn ihr Gütchen war verkauft und ihr Mann schmachtete im Schuldgefängnisse.

— Wer hatte die Haft beantragt?

— Ich glaube gehört zu haben, der Graf von Harding.

— Der Elende! Doch weiter!

— Meine Geschichte ist gleich zu Ende, lieber Herr. Die alte Baronesse, eine sanfte und gute Dame, pflegte die junge Mutter und ihr Kind, und Josephine, der man schon das Leben abgesprochen, gedieh wunderbar. Leider konnte sich Antoinette der Mutterfreude nicht völlig hingeben, denn die Sorge um den abwesenden Gatten drückte sie tief nieder. Niemand wußte, wohin er gereist war. Der Inspector der nahen Meierei zahlte mir vierteljährlich eine Summe, mit der ich das Hauswesen bestreiten mußte, und ich legte der Baronesse Rechnung ab. Nun mußte ich Erkundigungen über die Summe einziehen, welche die Schuldhaft des alten Barons von Echtern veranlaßt hatte. Sie betrug dreißigtausend Thaler. Die Frauen boten

Alles auf, das Geld zu beschaffen ... ihr Mühen war vergebens. Juden und Banquiers wollten nur gegen Unterschrift des Barons leihen, und der Inspector schützte vor, er habe nur Auftrag, jährlich eine gewisse Summe zu zahlen. Darüber verflossen zwei Jahre. Einst gegen Abend kam der Graf von Harding an, den man zu einem Besuche eingeladen, um mit ihm zu verhandeln. Was man verhandelt hat, weiß ich nicht; aber das Ergebniß war, daß der Gefangene in Freiheit gesetzt wurde. Nun kam er zu seiner Tochter, die ihn jubelnd empfing. Mein armer Herr war sichtlich gealtert. Traurig küßte er seine Tochter und sein liebliches Enkelkind. Zwei Tage später traf, zur großen Ueberraschung Aller, der Schloßherr ein. Er brachte einen bejahrten, verknöcherten Mann mit, eine Art Geistlichen, den ich Klaudi nennen hörte. Mehr als diesen Namen habe ich nicht erfahren. Der Baron bezog wiederum diesen Theil des Schlosses. Während man sich hier einrichtete, fand in jenem Flügel eine herzzerreißende Scene statt. Waldenberg hatte seinen Schwiegereltern angekündigt, binnen vierundzwan-

zig Stunden das Schloß zu verlassen. Der alte Echtern verlangte, daß seine Tochter ihn begleite, da sie mit einem so herzlosen Manne ferner nicht leben könne. Der Haß dictirte offenbar diese Forderung. Aber Antoinette wollte ihren Mann nicht verlassen, sie wollte vielmehr eine Aussöhnung versuchen. Der Gemal verweigerte ihr die geforderte Unterredung und beharrte auf seinem Entschlusse. Trotzdem zog es Antoinette vor, in dem Schlosse zu bleiben; sie wollte den Mann nicht verlassen, dem sie Treue am Altar gelobt hatte. „Er ist unglücklich, rief sie, an seiner Seite ist mein Platz. Und würde ich dem Verdachte, den er hegt, nicht Nahrung geben, wenn ich mich von ihm abwenden wollte? Er wird sein Unrecht bald einsehen und mich um Verzeihung bitten.“ Echtern reis'te mit seiner Gattin ab und wir haben ihn Beide nicht wiedergesehen. Die hochherzige That Antoinette's wurde übel belohnt. Nachdem Waldenberg seine Angelegenheiten mit den Beamten geordnet hatte, trat er wiederum eine Reise an und nahm der Mutter das Kind, das er erziehen lassen wollte, weil es doch nun einmal sei-

nen Namen trage. Der mürrische Klaudi sollte Lehrer und Erzieher sein. Antoinette war trostlos, sie weinte und jammerte, daß ich mit ihr weinen und jammern mußte. Ja, mein junger Herr, ich habe den Baron von Waldenberg verwünscht, der so grausam an seiner edlen Frau handeln konnte. Um jene Zeit verunglückte ein Arbeiter der Meierei in dem Flusse und hinterließ eine Menge Kinder, welche die Wittwe nicht ernähren konnte. Antoinette, der ich von dem Unglücksfalle erzählte, ließ die kleine Susanna kommen ... das Kind, das in Josephine's Alter stand, gefiel ihr, und sie nahm es zu sich. Von nun an begann das Leben, das wir ungestört seit Jahren geführt haben. Doch, Herr Kühn, mich ruft der Dienst. Sie kennen nun die Hauptzüge unserer Familiengeschichte; suchen Sie sich heraus, was sie zu Ihrem Unternehmen verwenden können. Der Gemüthszustand meiner Herrin läßt mich nicht nur wünschen, sondern auch fordern, daß Sie mit der größten Vorsicht und Delicatesse verfahren. Morgen sehen wir uns wieder!

Der Greis schied, nachdem er dem Gaste herzlich die Hand gedrückt hatte.

Robert war zwar ermüdet von der Reise, aber er konnte nicht schlafen. Nachdem die alte Magd das Bett geordnet und die Speisen abgetragen hatte, befand sich der junge Mann allein. Er öffnete sein Portefeuille, prüfte Papiere und machte Notizen, um die nach und nach in Erfahrung gebrachten Vorgänge zu einem Ganzen zusammenzustellen. Aber immer noch war es nicht möglich, den Schlüssel zu dem sonderbaren Verhalten des Barons von Waldenberg zu finden, der, nach der Versicherung Aller, die ihn gekannt, bis zu seiner Verheirathung ein ehrenwerther Offizier und ein liebenswürdiger Mensch gewesen sein sollte. Beobachten wir den Juristen, und wir werden aus seinem Verfahren seine Absicht erkennen.

Es war schon spät in der Nacht, als Robert sein Portefeuille schloß. Er übersah noch einmal den Park, der von dem klaren Lichte des Vollmonds beschienen ward. Aus dem Gehölz herüber erklang das eintönige Rauschen eines künstlich angelegten kleinen Wasserfalls.

In den frischen Heuhaufen auf den Rasenplätzen zirpten die Grashüpfer. Einzelne Fledermäuse huschten an dem Fenster vorüber. Ueber den Beeten, die sich in der Nähe des Schlosses befanden, lag der Blumenduft wie eine unsichtbare Wolke. Die prachtvolle poetische Nacht stimmte das Gemüth Robert's, der die erste Liebe im Herzen trug, ungemein weich. Er gedachte mit Sehnsucht der reizenden Erscheinung Josephine's, malte sich Pläne aus für die Zukunft und gab sich den süßesten Hoffnungen hin. Träumend sank er auf die Ottomane. Er schloß die Augen, aber er schlief nicht. Tausend Gedanken durchkreuzten seinen Kopf. Nach einiger Zeit versank er in einen Halbschlaf, in jenen wunderlichen Zustand, der uns in das phantastische Reich des Traumes versetzt, ohne uns ganz von der Außenwelt loszureißen. Man weiß, daß man träumt, und doch läßt man sich von den Gestalten des Traumes erfreuen oder erschrecken, je nach dem sie angenehm oder düster auftreten. Robert befand sich neben dem Thurme im Walde, er sah Josephinen und den strengen Alten, der ihre Hand ergriff und

sie mit sich fortführte. Dann wieder lauschte er unter der Eiche, er sah die Farrnkräuter sich bewegen, sah die Vögel in dem Epheu und die schwarzen Dohlen, die am Fenster des Thurmes herumflatterten. Tiefe Stille trat ein. In diesem Augenblicke glaubte der Träumende ein Rauschen zu hören. Das war nicht das Rauschen der Eichenwipfel, es war ein leises, sanftes Rauschen in dem Gemache. Gewaltsam öffnete Robert die Augen. Die Kerzen auf dem Kamin waren tief herabgebrannt ... der Mond schien hell durch die offenen Fenster. Die Schloßuhr schlug Eins. Robert richtete sich empor. In der lichten Stelle, die der Mond auf dem Fußteppich beschrieb, zeigte sich ein beweglicher Schatten. Wo befand sich der Körper, der diesen Schatten warf? Dort, dort ... eine weiße Gestalt, ähnlich der Josephine's, als sie den Kranz wand, schwebte an den Fenstern vorüber und näherte sich dem Alkoven, dessen schwere Damastvorhänge sie auseinanderschlug. Noch ließ sich das Gesicht der Frau nicht erkennen, sie stand unbeweglich, dem Beobachter den Rücken zugewendet. Unter dem weißen Schleier, der

bis zur Erde herabfloß, zeigte sich die Fülle des aufgelösten dunklen Haars. Die Gestalt neigte sich über das Bett, als ob sie ein darin schlummerndes Kind vorsichtig küßte. In dieser Stellung verblieb sie eine Minute. Robert hörte lautes Weinen und Schluchzen. Nicht Furcht bemächtigte sich seiner, sondern ein inniges Mitleid mit der Weinenden, die sich plötzlich zurückbog und das Gesicht mit dem Schleier verhüllte. Rasch wandte sie sich nach einigen Augenblicken. Robert erkannte die bleichen Züge des Mädchens, das er liebte.

— Josephine! rief er unwillkürlich.

Jetzt bemerkte ihn die Frau. Sie sah ihn mit seltsam glänzenden Blicken an. Ihre Hände hatten krampfhaft die Spitzen des Schleiers erfaßt, aber ihr Gesicht blieb kalt und ruhig wie Marmor. Die schlanke Gestalt, deren zierliche Umrisse der leichte Schleier abzeichnete, bewegte sich langsam an den Fenstern vorüber und verschwand in der Thür, die in den angrenzenden Jagdsaal führte.

Robert faßte den Entschluß, der Erscheinung zu folgen.

Die Thür war offen geblieben, er betrat den Saal. Ruhig und klar schwebte das Mondenlicht in dem großen, prachtvollen Raume. Jeder einzelne Gegenstand ließ sich deutlich unterscheiden. Große, reich verzierte Sessel glänzten in langer Reihe... dort schimmerten Spiegel, hier der hohe Kamin mit kostbaren Vasen und Gefäßen. Von der getäfelten Decke herab hingen Kronleuchter. An den Wänden zeigten sich Ramen großer Bilder. Tief im Hintergrunde sah man durch eine geöffnete Thür ein erleuchtetes Cabinet. Alles war still und stumm in dem Saale; und doch schien ein mystisches Leben darin zu walten. Dem erregten Robert war es, als ob er die Bewohner erblicken müsse, die hier ein Fest feierten.

Da ließ sich das leise Rauschen des Frauengewandes wieder vernehmen. Es kam von dort, wo der Kamin glänzte. Die weiße Gestalt schien sich von der dunkeln Tapete abzulösen... einem lichten Schatten gleich schwebte sie durch die Reihen der Sessel.

Die glühenden Blicke hielt sie fest auf Robert gerichtet, der in fieberhafter Spannung beobachtete. Davon, daß er nicht mehr träumte, hatte er sich überzeugt; er war sich seines wachen Zustandes vollkommen bewußt. Seine Hand fühlte das Pistol, das er in der Brusttasche des Reiserocks verbarg, er erkannte alle Gegenstände zu deutlich, um sie für phantastische Gebilde zu halten. Sein Herz klopfte heftig, er empfand alle Pulsschläge in den Schläfen.

Die Gestalt schritt langsam weiter ... sie schien sich von dem Anblicke des Gastes nicht trennen zu können. Nun entwand sie ihre Hand dem Schleier, hob sie feierlich empor und gab durch einen Wink zu erkennen, daß Robert ihr folgen möge. Der Spuk war vollständig, wie ihn die Märchenbücher schildern. Ein geisterhaftes Weib, das den im Schlosse übernachtenden Reisenden zu einer Unterredung einladet! Der junge Jurist war zu wenig Metaphysiker, als daß ihm diese Einladung nicht hätte gelegen kommen sollen. Mochte die Dame sich nun in einem somnambülen Zustande befinden, oder mochte sie unter dieser Maske, wenn sie

sie freiwillig gewählt, einen Zweck zu erreichen suchen, Robert säumte nicht die Einladung anzunehmen. Daß er Josephine's Mutter vor sich habe, bezweifelte er nicht. Die Dinge, die seiner warteten, waren für ihn also von der größten Wichtigkeit. Die Andeutungen, die er über die leidende Baronesse von dem alten Henoch empfangen, konnten jetzt eine aufklärende Berichtigung erfahren.

Antoinette, sie war es wirklich, schritt voran, als sie sah, daß der junge Mann sich anschickte ihr zu folgen. Beide betraten das Cabinet, eine Art Damenzimmer, reich und bequem ausgestattet. Auf einem Marmortische stand eine brennende Wachskerze. Antoinette ergriff diese Kerze und führte nun den Gast durch eine Reihe Gemächer, bis sie an eine Wendeltreppe gelangte, die sich in dem Fußboden eines Vorsaals öffnete. Ueber die Treppe hinab gelangte der sonderbare Zug in das Erdgeschoß, wo er wiederum eine Reihe von Zimmern durchschritt.

Das Ziel der nächtlichen Pilgerfahrt war das Bibliothekzimmer der Schloßherrin.

Antoinette setzte die Kerze auf einen Tisch. Schweigend musterte sie nun die Reihen der Bücher, die in braunen Gestellen an den Wänden standen.

Jetzt konnte Robert die wunderbare Aehnlichkeit der Mutter mit der Tochter deutlicher erkennen. Die Baronesse war immer noch schön; aber welch ein tiefes Seelenleiden sprach sich in den bleichen Zügen aus! Ihr großes Auge schwamm in einem seltsamen Glanze, und ihre schön geschweiften Lippen bewegten sich leise, als ob sie ein Gebet flüsterten. Sie suchte lange unter den Büchern.

— Albert! flüsterte Sie leise.

Sie nannte den Namen ihres Gemals.

Robert regte sich nicht; er stützte die Hand auf den mit Papieren bedeckten Tisch, der in der Mitte des ovalen Saales stand, und lauschte mit angehaltenem Athem.

Die Baronesse strich mit beiden Händen langsam das Haar aus der Stirn, als ob sie den Blick freier machen wollte.

— Albert, Dein Bote ist angekommen! hauchte

sie vor sich hin. Aber wie lange ist er geblieben! Ich habe herbes Leid ertragen und ertrage es noch ... Deine Gattin ist Dir treu geblieben ... denn sie liebt Dich! Der Rechtsanwalt meines Vaters ...

Sie schwieg plötzlich. Eine Wolke kummervollen Verdrusses legte sich auf ihre Stirn. Es schien als ob sie die aufsteigenden Thränen unterdrücken wollte. Leicht zusammenschaudernd hüllte sie sich in den Schleier. Ihre zarten Hände bebten und der Busen bewegte sich rasch.

Antoinette ward nach und nach ruhiger. Mechanisch öffnete sie mit einem Schlüssel, den sie an einer Schnur trug, eine Thür in dem Wandgetäfel und holte aus dem verrborgenen Schranke ein mit Siegeln versehenes Paket hervor. Dieses Paket reichte sie dem jungen Manne. Robert las die Aufschrift. Sie lautete an den Baron Matthias von Echtern und war von der Hand des verstorbenen Rechtsanwalts.

— Zählen Sie auf meinen Eifer, gnädige Baronesse! rief der überraschte Robert, der eine Ahnung von der Wichtigkeit des Pakets hatte.

Antoinette starrte ihn an. Sie wollte sprechen, aber die Stimme versagte ihr. Ihre Züge schienen sich zu verändern. Ein starkes Zittern durchlief ihren ganzen Körper. Mit einem lauten Schrei sank die arme Frau zu Boden. Starr und regungslos lag sie auf dem Teppich. Der junge Mann, der gern Hilfe gebracht hätte, wagte nicht die Ohnmächtige zu berühren. Was sollte er beginnen? Es war mitten in der Nacht, von den Domestiken wachte keiner. Und Hülfe mußte geschafft werden. Robert verbarg das Paket, das er auf eine so geheimnißvolle Weise erhalten hatte, in der Tasche seines Rocks. Der Drang, sich dieses Kleinod zu erhalten, war nicht minder groß, als der zu helfen. Rathlos suchte er nach einer Thür. Er wollte den alten Gottfried wecken, obgleich er das Zimmer des Greises nicht wußte. Angstvoll und verwirrt lief er den Weg zurück, den er gekommen war. Die Thüren der Zimmer standen offen. Er erinnerte sich daß in diesem Flügel des Schlosses Niemand wohnte. Er trat den Rückweg nach der Bibliothek an, indem er aus einem Gemache in das andere ging. Glücklich

erreichte er die Thür wieder. Als er die Schwelle betrat, sah er, daß die Baronesse nicht mehr allein war. Ein junges Mädchen war beschäftigt, sie emporzurichten. Es gelang. Antoinette kam wieder zur Besinnung und stützte sich auf den Arm des jungen Mädchens.

— Suschen, was ist mit mir geschehen?

— Ich weiß es nicht, gnädige Frau.

— Laß mich einige Augenblicke ruhen.

Suschen ließ die erschöpfte Herrin auf einem Sessel nieder, kauerte sich zu Antoinette's Füßen und küßte ihre Hände.

— Wie komme ich in die Bibliothek? fragte die todtbleiche Frau. Und Du, Suschen?

— Ein Schrei weckte mich aus dem Schlafe. Ich warf den Nachtmantel um und begab mich rasch in Ihr Zimmer. Es war leer. Die Thür zur Bibliothek stand halb offen ... ich eilte hieher und fand Sie am Boden liegen.

— Das ist seltsam, wunderbar!

— Sie haben einen lebhaften Traum gehabt, gnädige Frau.

— Ich erinnere mich, sagte Antoinette, die einige Augenblicke nachgedacht hatte. Noch spät saß ich lesend in meinem Zimmer . . . ich bedurfte eines neuen Buches . . .

— Die Erschöpfung war zu groß. Sie hätten der Ruhe pflegen sollen, deren Sie so bedürftig sind.

Suschen hatte traurig den Schleier betrachtet, der das Haupt der Baronesse schmückte; sie wußte, daß es der Brautschleier der unglücklichen Frau war; sie wußte aber auch, daß sie, die Baronesse, um zehn Uhr das Bett aufgesucht hatte. Diese Umstände gaben ihr Stoff zum ernsten Nachdenken.

— Mein Kind, begann Antoinette, schweige über den Vorfall, der weiter keine Bedeutung hat. Ich möchte nicht, daß ihn der brave Gottfried erfährt, der stets meiner Gesundheit wegen in Sorgen lebt. Die leichte Indisposition wird vorübergehen, morgen werde ich mich wohl befinden. Du gutes Kind . . . daß ich

Deinen Schlaf stören mußte! Führe mich in mein Zimmer und gehe wieder zu Bett!

Beide verschwanden aus dem Saale.

Robert stand sinnend auf seinem Platze. Das so eben gehörte Gespräch hatte ihn belehrt, daß die Baronesse nicht mehr wußte, was sie gethan. Ein solcher Zustand war ihm unerklärlich. Aber wie war die Dame zu dem Paket gekommen? Warum bewahrte sie es in dem Wandschranke der Bibliothek auf? Was hatte sie veranlassen können, gerade ihm das Paket zu geben, und zu welchem Zwecke? Kannte sie ihn? Wußte sie, daß er der Sohn des Absenders sei? Oder war ihr bekannt geworden, daß er zu dem alten Baron in Beziehung stand? Dies Alles war nicht wahrscheinlich; denn Antoinette hatte von einem Boten ihres Gemals gesprochen, den sie erwartete. Sollte sie ihm das Paket bestimmt haben?

Das Sinnen des jungen Mannes ward durch eine neue Erscheinung unterbrochen. Suschen kam in den Saal zurück, ergriff die Kerze, die noch auf dem Tische stand, und leuchtete nach dem offenen Wandschranke.

Ihr Gesicht drückte die höchste Bestürzung aus, sie mochte das Paket vermissen. Nachdem sie eine Zeit lang emsig gesucht, schloß sie den Schrank und verließ die Bibliothek. Robert trat den Rückweg an ... bei dem hellen Mondenscheine war es ihm möglich, die Treppe und endlich auch sein Zimmer zu finden. Er trat zu dem Kamin und öffnete das Paket. Es enthielt ein Schriftstück, auf dessen Außenseite die von seines Vaters Hand geschriebenen Worte standen: „Meine Rechtfertigung."

Ende des ersten Theiles.

Druck von C. W. Vollrath in Leipzig.